Princeton University Library
32101 068180791

Amor im Zofenstübchen

Sittenroman

von

M. Reymond

Verlagsanstalt Vogel & Vogel, GmbH.
Leipzig.

3481
.65
.313

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Amor im Zofenstübchen

Digitized by Google

Amor im Zofenstübchen

Sitten-Roman

von

M. Reymond

Buchdruckerei und Verlagsanstalt
Vogel & Vogel G. m. b. H., Leipzig

Copyright 1919 by Vogel & Vogel, Leipzig-R.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei Vogel & Vogel G. m. b. H., Leipzig-R

Das Glück der schönen Beine.

Meine Herrin, die Gräfin und Palastdame Weidenbruch, war, obwohl sie bereits hoch in den Dreißigern stand, noch immer schön und stattlich, wenn auch die blendende Weiße des Nackens, die jugendfrische Gesichtsfarbe, der Purpur ihrer Lippen und die Schwärze ihrer Augenbrauen ebenso wenig echt waren, wie die gleich Perlen schimmernde Doppelreihe ihrer Zähne. Und bei festlichen Gelegenheiten erregte ihre hohe Gestalt, ihre edelüppige Schönheit Bewunderung und Verehrung und errang selbst über jüngere und zartere Nebenbuhlerinnen den Sieg.

Gerade das herausfordernd Sinnliche reizte die Männer, und sie lagen der Gräfin zu Füßen. Und sie gab sich manch einem von ihnen hin. Leidenschaftlich, voller Glut und Unersättlichkeit. Freilich liebte sie die ernsten, dauernden Verhältnisse nicht. Deshalb dachte sie, die bereits seit ihrem zweiundzwanzigsten Jahre verwitwet war, auch nicht im entferntesten an eine Wiederverehelichung. Frei

(RECAP)
3481
.65
.313
549217

wollte sie sein. Und diese Freiheit gestand sie auch ihrem jeweiligen Günstling zu.

Die Liebe war ihr ein geselliges Vergnügen, und ein zärtliches tête-à-tête galt in ihren Augen etwa so viel, wie eine Tour im Tanzsaale, die man ja mit einem ausgezeichneten Tänzer auch gerne zum zweiten und dritten Male macht, ohne sich deshalb an diesen einen Tänzer für alle Zeit zu binden. Die Gräfin ließ es jedoch, um bei dem Gleichnisse noch einen Augenblick zu verweilen, nicht immer erst darauf ankommen, daß die Wahl eines Tänzers auf sie fiel, so daß sie auf die Rolle der Gewährenden beschränkt blieb; je nach Neigung und Laune schritt sie auch unbedenklich zur „Damenwahl“ und zog den Mann, der ihr gefiel, selbst an sich heran.

Die Gräfin Weidenbruch hatte eine Dienstwohnung in dem stillsten und behaglichsten von den zahlreichen Hinterhöfen des Schlosses inne. Der Teil, den wir bewohnten, ist verhältnismäßig neu, das heißt etwa hundertjährig. Es lebte sich im „Palastdamen-Zwinger“ ganz heimlich und behaglich, nur die Aussicht nach dem stillen Hofe war trostlos langweilig. Auf dem gleichen Boden mit uns wohnten noch zwei Hofdamen: die Baronin Kosinsky und die Gräfin Villemont.

Die Baronin Kosinsky war schlank, fast hager, brünett. Sie hatte große, dunkle, brennende Augen,

unregelmäßige, aber nicht eben unangenehme Züge und eine sehr dunkle Hautfarbe: von gleichem Alter wie meine Gräfin, vermochte sie die Blütenfrische der Jugend nicht einmal mehr durch künstliche Mittel auf ihr Antlitz zurückzuzaubern, wohl aber verriet das Feuer ihrer Blicke die noch immer jugendliche Glut ihres Herzens. Was ihr an körperlichem Reize mangelte, das suchte sie geschickt durch elegante, gutgewählte, das Auge bestechende Toiletten zu ersetzen. Sie wirkte fein und zierlich, und verstand allezeit, ihrer Haltung, ihrem Gang, ihren Bewegungen Anmut und Grazie zu geben. Diese minutiöse Sorgfalt, die sich bis auf die intimsten Dinge erstreckte, und ihre natürliche Anmut verliehen ihr einen dauernden Liebreiz.

Die Gräfin Villemont, unsere Nachbarin zur Rechten, hatte zwar die Vierzig hinter sich, aber nicht die Liebhaber. Im Kloster erzogen und dann an einen älteren Herrn verheiratet, der sie mit grenzenloser Eifersucht bewachte, war sie bereits zur überreifen Frucht gediehen, als der Tod sie endlich von ihrem Ehetyrannen befreite. Wäre die Gräfin arm gewesen, so hätte sie auf die Freuden der Liebe wohl gänzlich verzichten müssen, denn sie war nie schön gewesen, und ihre kleine Figur wuchs in ihren reiferen Jahren so mächtig in die Breite, daß sie schon frühzeitig ein matronenhaftes Aussehen be-

kam. Allein die Gräfin Villemont war reich und in Angelegenheiten der Liebe großmütig. Freilich mußte sie da auf Standesvorurteile verzichten. Sie war vom Schlage jener resoluten, vornehmen Damen, die ihre Günstlinge wie Angestellte behandeln und sie ohne Umstände entlassen, sobald sie nicht mehr gefallen. Sie hatte eine sehr verläßliche Kammerjungfer, die ebenso resolut wie ihre Herrin war und im Notfalle vor allen Gerichten der Welt jede Liebschaft der Frau Gräfin auf ihre Rechnung genommen hätte, obgleich sie selbst gar keusch und tugendhaft dahinlebte. Diese Villemont-Juli war eine merkwürdige Person. Kaum fünfundzwanzig Jahre, hatte sie schon das gesetzte Wesen einer alten Jungfer, und war doch nicht zimperlich, sondern sehr hand- und standfest. Dabei war sie hübsch, eine dralle und pralle Landschöne mit starkem, glänzendem, bläulichschwarzem Haar, das sie jedoch immer in glatt anliegenden Scheiteln und hinten zu einem klumpigen Zopf gewunden trug, lebhaft glänzenden, dunkelbraunen Augen, kirschroten Wangen und einer lilienweißen Haut, die über ihre rundlichen, derben Formen so glatt gespannt war, daß sie bei jeder Berührung wie ein elastisches Kissen erzitterte. Die Juli war immer nett und sauber, aber höchst anspruchslos, fast bäurisch einfach gekleidet. Man sah sie stets in eine große, schneeblütenweiße Schürze gehüllt, den

häßlichen Zopf unter einem altmodiſchen, aber blendend reinen Häubchen verſteckt, das mit einem ſtarrend ſteifen Muſſelinband unter dem Kinn zuſammengebunden war und außer dem blühenden Geſichte mit ſeinen ſtarken und etwas harten, aber keineswegs unſchönen Zügen nichts ſehen ließ als die klebfeſt über den Schläfen liegenden ſchwarzen Scheitel und die Roſenläppchen der Ohren, die mit ein paar rieſigen Ohrgehängen aus Großmutters Zeiten beſchwert waren. Die Mannsleute hatten einen heilloſen Reſpekt vor der Villemont-Juli, die jede „Annäherung“ barſch und ſchneidig zurückwies. Die Gräfin hielt auf ihre Juli große Stücke und beſchenkte ſie ſo reichlich, daß ſie ſich in ein paar Jahren bereits ein ganz hübſches kleines Vermögen zuſammengeſpart hatte und ſchon längſt eine gute Partie hätte machen können, wenn ſie nur gewollt hätte. Aber dieſe bärbeißige Tugend dachte gar nicht ans Heiraten und ſchien überhaupt nicht zu wiſſen, was Zuneigung zu einem Mannsbild iſt. „Der Mann, den ich nehme,“ pflegte ſie zu ſagen, „müßte mir aus dem Himmel zum Fenſter hereingeflogen kommen; denn die Mannsbilder, die auf dem Erdboden herumlaufen, die ſind alle miteinander keinen Kreuzer wert!“ — Nun, ſie hat recht behalten; der Auserwählte iſt wirklich durchs Fenſter zu ihr gekommen.

Ich ſtand mit der Villemont-Juli auf ganz gutem Fuße, obgleich wir uns eigentlich faſt nur von Fenſter zu Fenſter ſahen. Zwei Umſtände hatten das freundliche Verhältnis bewirkt: die nahe Nachbarſchaft und unſere gemeinſchaftliche Abneigung gegen die Koſinsky-Jetti. Unſere beiden Zimmer lagen dicht nebeneinander, und unſere Fenſter ſtanden ſich ſchräg gegenüber, ſo daß wir uns die Hände reichen und im leiſeſten Flüſterton miteinander plaudern konnten. Die Räumlichkeiten der Baronin Koſinsky lehnten ſich an den linken Flügel der Wohnung meiner Gräfin an, lagen alſo der Villemontſchen gegenüber und nahmen zwei von den ſchmäleren Seiten des Hofes ein, während die beiden noch übrig bleibenden Flanken des Fünfeckes von den Fenſterfronten der Villemontſchen Wohnung eingenommen wurden. Gerade gegenüber unſerer Ecke befand ſich neben einer großartigen Plättſtube das Zimmerchen der Koſinsky-Jetti. In dieſen beiden Zimmern hielt ſich die Kammerjungfer der „weißgewaſchenen Baronin“ faſt den ganzen Tag auf, denn es gab immer etwas zu plätten, zu fälteln, zu garnieren und zu arrangieren, und nachmittags, wenn über unſere Dachecke weg der helle Sonnenſchein in die jenſeitigen Fenſter fiel, konnten wir bis in die hinterſte Ecke jener Räume jeden Gegenſtand aufs deutlichſte erkennen.

Die Kosinsky-Jetti war eine hochmütige Person. Als Offizierswaise und ein Fräulein „von“ dünkte sie sich himmelhoch über uns erhaben; wir waren einfach Luft für sie. Von Zeit zu Zeit erhielt sie Besuch. Dann kam ihr Bräutigam, ein kleiner Postbeamter, der schäbig und hungrig ausschaute und in Zivilkleidung eher einem Schneidergesellen ähnlich sah. Wie mir die Villemont-Juli erzählte, bestand das bräutliche Verhältnis schon seit acht Jahren, der Mensch konnte es aber seines beschränkten Begriffsvermögens halber niemals über die unterste Gehaltsstufe hinausbringen, und das Fräulein Braut mußte Kammerjungfer bleiben. Sie wartete aber standhaft, denn ihr Postmensch war wie sie ein Herr „von“, und Jetti hatte also Aussicht, einmal eine „gnädige Frau“ zu werden, und brauchte ihren adeligen Namen nicht einer Mißehe zu opfern. Treu war sie übrigens ihrem Bräutigam nur inbezug auf die Zukunft, wogegen sie sich die aussichtslose Gegenwart durch allerlei kleine Hausliebschaften zu versüßen suchte. Und Jetti war groß, hübsch, voller Blut und Glut, wer konnte ihr also die allerdings kein bissel blaublütigen Gardisten verdenken?! —

Allerdings, als ich in den Dienst der Gräfin Weidenbruch trat, war sie ausnahmsweise gerade ohne Liebhaber. Und auch die Gräfin Villemont hatte dem ihrigen kurz vorher den Laufpaß gegeben,

und die Baronin Kosinsky litt an einem verzweifelt dauerhaftem Strohwitwertum. Die alten Stammgäste des Schlosses, die Tauben, girrten, schnäbelten, kosten und bauten ihr Nest, und unsere Palastdamen langweilten sich, und wenn sie nicht gerade Dienst hatten, saßen sie am Fenster und schauten in den stillen Hof hinunter, grad', als ob sie nach dem Liebesgott ausschauten, der den Schwellen unserer drei Grazien endgültig den Rücken gekehrt zu haben schien.

Da, eines Tages klang der Hufschlag eines Pferdes vom Pflaster herauf. Sofort erschienen drei Köpfe zwischen den Spalten reichgestickter Gardinen, und drei andere an den offenen Fenstern der Zofenstuben. Es war ein junger Ulanenoffizier, der eben absaß. Nun, es ist gewiß nicht der schönste Anblick, einen Reiter vom dritten Stockwerk aus vom Pferde steigen zu sehen: rückwärtige Front und Beine, was ist da zu sehen? Aber das waren ein paar Beine — Muskel an Muskel wie aus Marmor gehauen! Sogar die Villemont-Juli schien begeistert, und ihre festen, beinahe starren Züge belebten sich von sinnlicher Befriedigung. Und die Kosinsky-Jetti ließ das heiße Plätteisen auf einem mit zahllosen Reihen der feinsten Spitzen besetzten Batisthöschen ihrer Gebieterin stehen. Die Baronin steckte das ganze dunkle Köpfchen durch die Gardinenspalte, die Ville-

mont riß das Fenſter auf und ſtellte ihre holländiſche Büſte zur Schau, und meine Gräfin, die ich von meinem Standpunkte aus nicht beobachten konnte, ſchien Ähnliches gewollt zu haben. Und ſie hatte es offenbar ſehr eilig gehabt, denn plötzlich klirrte es und man hörte es raſſelnd zu Boden fallen. Offenbar hatte auch der junge Offizier das Geräuſch vernommen, denn er hob den Kopf. Dabei bemerkte er das Aufſehen, das er erregt, und nun glitt ein ſelbſtgefälliges Lächeln über ſein friſches, pausbackiges Geſicht. Er ſtrich ſich den blonden Schnurrbart, ſah noch einmal rings um ſich, wobei ſein Blick an unſerer Ecke beſonders lange haften blieb, und ſchritt ſodann dem inneren Torbogen zu, unter dem ſich der Aufgang zur Militärkanzlei des Fürſten befand.

Die Villemont-Juli hatte ſich, als ſie das lächelnde Geſicht des Ulanen traf, raſch vom Fenſter zurückgezogen, aber ihr ganzes Geſicht ſchien vor Erregung zu flammen. „Sieh einer an!“ dachte ich mir, „die Juli: alſo auch ſie!“ Übrigens hatte ſie den wohlgefälligen Blick des jungen Offiziers wohl mit Unrecht auf ſich bezogen, denn eine Juli konnte unmöglich nach dem Geſchmack eines feſchen Ulanenoffiziers ſein. Wogegen ich — nun, ich war damals ein blutjunges, ſchlankes Ding mit einem Pudelkopf voll wirrer, blonder Löckchen, die ich nicht in einer plumpen Haube zu verſtecken brauchte. Und

gegen die Eleganz und den Schick meiner Kleider kam die große Schürze und der bäuerlich buntgemusterte Kattunkittel der Villemont-Juli sicher nicht auf. Aber Spaß machte mir dieser Rückzug vor ein paar leuchtenden Männeraugen doch, und ich flüsterte ihr neckend meinen Glückwunsch zu der Eroberung zu, die sie soeben gemacht habe. Da wurde sie aber bitterböse, meinte noch, es sei eine bodenlose Unverschämtheit, so nach den Fenstern hinaufzustarren und blieb für den Rest des Tages unsichtbar. Die Kosinsky-Jetti war inzwischen den Brandgeruch des Spitzchenhöschens gewahr geworden, und mich selbst rief ein energisches Klingeln zu meiner Herrin.

Die Gräfin wies auf die zerbrochene Scheibe: sie habe gemeint, es sei Gott weiß was auf dem Hofe unten passiert, als sie gesehen, wie die Villemont auf das Fenster zugestürzt wäre. Was sei denn nur vorgefallen? Natürlich hatte sie den jungen Offizier genau so gut gesehen, wie wir anderen, und gerade, weil ich dies wußte, spielte ich die Unwissende. Die Gräfin war sichtlich unzufrieden; sie stampfte sogar ungeduldig mit dem Fuße auf den Teppich. Ich beschloß, den begangenen Fehler so schnell als möglich wieder gut zu machen, las die Scherben der zerbrochenen Fensterscheibe zusammen und entfernte mich. Draußen drückte ich unsrem gerissenen Bedienten, dem böhmischen Johann, ein Silberstück in

die Hand: er solle augenblicklich in der Militärkanzlei Erkundigungen nach einem jungen Ulanenoffizier, dessen Äußeres ich, so gut es ging, beschrieb, einziehen. Nach einer halben Stunde wußte ich so viel über unseren Helden, daß ich dem vortrefflichen Johann noch ein zweites Silberstück zusteckte. Natürlich durfte ich die Quelle meiner Kenntnisse nicht verraten, und so erzählte ich denn meiner freudig aufhorchenden Gräfin, ich hätte alles aus dem Munde der guten Villemont-Juli. Der Lohn blieb nicht aus, und die Fünfer-Banknote bewies mir, wie gut ich meine Silberstücke angelegt hatte

Johann hatte sich wieder einmal bewährt. Er hatte unter den Amtsdienern der Militärkanzlei einen „Landsmann seiniges" gefunden und von ihm erfahren, daß in der Tat seit einigen Tagen ein Ulanenleutnant in der Militärkanzlei arbeite, der einen blonden Schnurrbart trug und einen Goldfuchs ritt. Dieser auf den simplen Namen Anton Bruckner hörende Offizier verdankte seine Berufung in die Kanzlei seiner wundervollen Handschrift, er fertigte die Handschreiben des Fürsten und sonstige amtliche Stücke aus, die in hohe Hände gelangten, und führte das Buch über die Eingänge. Bei seinem Regimente, in dem viel reiche Kavaliere standen, hatte sich der arme Bruckner nicht halten können. Nur seiner Reitkunst und seiner schönen Schrift hatte

er seine Beförderung zum Offizier zu verdanken. Der Oberst wollte ihm wohl und vermittelte seine Berufung in das Militärkabinett, was ihm eine hübsche Zulage und mancherlei andere Vorteile einbrachte. Der Goldfuchs freilich war nicht Eigentum des Leutnants, sondern gehörte einem höheren Offizier der Militärkanzlei, der das Pferd dem Leutnant zum Zureiten übergeben hatte. Diese Art Nebenverdienst bildet ja im Verein mit dem Pferdehandel für viele unbemittelte Kavallerieoffiziere eine unentbehrliche Einnahmequelle.

Als ich meinen Bericht geschlossen hatte, meinte die Gräfin, so als ob sie nur zufällig darauf gekommen sei:

„Wie wäre es, wenn ich mir den jungen Mann einmal kommen ließe, um mich von ihm selbst über seine Verhältnisse näher unterrichten zu lassen?“

„Diese Huld der gnädigen Frau Gräfin würde der arme Offizier gewiß zu schätzen wissen,“ entgegnete ich.

„Nun gut,“ sagte sie nach einer kleinen Pause, „ich will mir's überlegen! Ich werde dem Herrn Leutnant meine Absichten mündlich mitteilen; er mag sich dann entscheiden, ob er meinen Schutz annehmen oder bei andern —“ damit zielte sie auf die Villemont, „— die entwürdigende Rolle eines auf Monatssold und einfache Kündigung angestellten

Liebhabers spielen will. Aber wie ihn hierher bekommen?“

„Gnädige Frau Gräfin!“ erwiderte ich, über diese naive Frage der sonst so wenig skrupulösen Dame ganz erstaunt; „Sie lassen ihn ganz einfach zu sich befehlen!“

„Wohin denken Sie?“ lehnte die Gräfin scharf ab. „Er ist mir völlig fremd — —“

„Verzeihung, gnädigste Frau Gräfin,“ wagte ich einzuwenden, „sein Oberst verwendet sich für ihn; wie dies jedoch geschieht, das dürfte der Herr Leutnant kaum wissen. Weshalb sollte also die einfache Berufung auf die Verwendung und Empfehlung von dieser Seite her nicht genügen, um die gnädige Teilnahme der Frau Gräfin zu erklären?“

Meine Herrin gab mir recht und beauftragte mich, die Wohnung des Ulanenoffiziers auszukundschaften und die gnadenreiche Botschaft der gräflichen Schutzfee persönlich zu überbringen, denn Briefe erschienen ihr von jeher als die gefürchtetsten Waffen der Intrigue und des Verrates. Ich unterzog mich dem Auftrage meiner Gnädigen mit großem Vergnügen. Es war mein erster vertraulicher Zofendienst, also eine Feuerprobe meiner Brauchbarkeit, und zudem interessierte mich hier die Person noch mehr als die Sache. Johann, der natürlich fest glaubte, daß es sich um „Liebschaft zärtliche“ zwischen

mir und dem „pane Leibmand“ handle, und deſſen Eifer für die Sache durch ein klingendes Geſchenk verdoppelt wurde, hatte ſehr bald die Adreſſe des hübſchen Ulanenleutnants ausfindig gemacht.

Und ſo konnte ich ſchon am nächſten Morgen Anton Bruckner mit meinem Beſuch überraſchen. Der junge Mann war beim Frühſtück und geriet in nicht geringe Verlegenheit, denn er hatte nur das eine Zimmer und mußte erſt in aller Eile ſeine Toilette vervollſtändigen, bevor ich eingelaſſen werden konnte. Ich hatte noch nie das Schlafzimmer eines jungen Mannes betreten und war über die wilde Unordnung, die ich antraf, beſtürzt. Dieſes Wirrſal! Da lagen Wäſche und Bettſtücken, Uniformen, Waffen, Bücher, Nippſachen, Photographien beiderlei Geſchlechtes, Zigarrenſtummel und Streichholzſchachteln bunt durcheinander. Es war wirklich rührend zu ſehen, wie ſich der Beſitzer dieſer Reichtümer, während er mich begrüßte, zwiſchen mich und ein ungemachtes Bett zu bringen verſuchte. Er tat mir wahrhaftig leid und ich wandte raſch mein Geſicht nach der anderen Seite. Aber welch ein Anblick bot ſich mir erſt hier! Mitten auf dem großen, runden Tiſche ſtand der Schnellſieder, und der Mokka duftete mir einladend aus ihm entgegen. Aber daneben lagen ein paar getragene Socken, und die Socken hatten klaffende Löcher, und auf dem Staubkamme

machte sich ein Weißbrötchen breit. Milchkanne und Pomadetiegel standen einträchtiglich nebeneinander, der Rasierpinsel lehnte sich mit seinem schaumbedeckten Borstenhaupt gegen das Kaffeebrett, und die Zahnbürste schien den Inhalt des Aschenbechers ergründen zu wollen. Der unglückliche Insasse dieser heillosen Junggesellenwirtschaft hatte inzwischen mit einer raschen Schwenkung den Anblick auch dieser greulichen Unordnung meinem Blicke zu entziehen versucht und mich mit sanftem Drängen bis ans offene Fenster bugsiert. Nun lud er mich ein, auf einem mit der Lehne gegen das Zimmer gewendeten Stuhle Platz zu nehmen. In diesem Augenblicke wurde der Inhalt des Schnellsieders rebellisch und begann zischend und schäumend überzulaufen. Der Leutnant räusperte sich wütend, um das Geräusch zu übertäuben; er war offenbar entschlossen, den Mokka zu opfern, ja, das ganze Zimmer in Flammen aufgehen zu lassen, nur um das entsetzliche Durcheinander in ihm nicht neuerdings meinen Blicken auszusetzen. Doch ich sprang auf den Tisch zu, hob die Kaffeemaschine vom Feuer, klappte die Spirituslampe zu und verhinderte so weiteres Unheil. Dann bat ich ihn lächelnd um Erlaubnis, das Geschäft des Frühstückkochens zu Ende führen zu dürfen, und während ich ihn mit kluger Vorsicht über den Zweck meines Besuches aufklärte, ließ ich meine Hände ganz un-

auffällig ordnend ſpielen, ſo daß der Leutnant zu ſeinem Erſtaunen ſchon nach wenigen Minuten an dem leidlich aufgeräumten Tiſche ſein Frühſtück in aller Gemütlichkeit genießen konnte.

Seine Dankbarkeit kannte keine Grenzen. Freilich, die leichtfertige Einladung, an ſeinem Frühſtücke teilzunehmen, mußte ich mit Rückſicht auf den empfindlichen Verluſt, den der Inhalt der Kaffeemaſchine erlitten hatte, und auf den gänzlichen Mangel an einer zweiten Taſſe nebſt Zubehör ablehnen. Dafür entſchädigte er mich aber mit der wiederholten Beteuerung, daß ihm noch kein Frühſtück ſo herrlich gemundet habe, wie dieſes. Und er begnügte ſich nicht mit Worten, ſondern drückte mir einen ritterlichen Handkuß auf die Rechte, und dann noch einen zweiten auf die Linke. Und er fand kein Ende, ſo daß ich bei den immer feuriger und zärtlicher werdenden Blicken und dem immer kräftigeren Händedruck ein ganz eigenes Gefühl zu verſpüren begann, das halb ſüße Beklemmung, halb ſtolze Freude war. Hatte doch der ſtattliche Offizier, nach dem geſtern ſechs Augenpaare verlangend geblickt hatten, nur für mich allein ſeine unzweideutigen Zärtlichkeiten. Welch ein herrlicher Gedanke, daß die andern fünf unzweifelhaft vor Neid berſten würden, wenn ſie dieſes vertrauliche tête-à-tête mit anſehen könnten! Plötzlich fühlte ich mich von ſeinen

Armen umschlungen und von seinen Küssen bedeckt. Zu spät versuchte ich mich seiner Liebkosungen zu erwehren und ihm begreiflich zu machen, daß er besser daran täte, seine Leidenschaft für eine ungleich wertvollere Schäferstunde zu sparen. Aber der Leichtsinnige lachte bloß und meinte, ein vernünftiger Mensch müsse das Nützliche stets mit dem Angenehmen zu verbinden wissen. Das „Angenehme" war in diesem Falle ich; das „Nützliche" fand indessen in den Augen dieses schrecklich „vernünftigen" Menschen ebenfalls die vollste Würdigung, und als ich endlich dazu gekommen war, ihm die ganze Fülle des Glückes, das ihm bevorstand, vor Augen zu führen, da schmunzelte er ganz verwegen, strich sich den keck aufgewichsten Schnurrbart und versprach, noch an demselben Abende der gnädigen Frau Gräfin seine Aufwartung zu machen.

Endlich konnte ich der stürmischen Zärtlichkeit des Herrn Leutnants entfliehen und zu meiner Gebieterin zurückkehren, die sich von meiner Botschaft ganz entzückt zeigte.

Am Nachmittag — die Dienststunden der Militärkanzlei hatten gerade ihr Ende erreicht — ließ sich in unserem Hofe wieder der Hufschlag eines Pferdes vernehmen. Es war ein wundervoller Rappe, der von einem Offiziersdiener am Zügel in den Hof geführt wurde. Bald darauf erschien unser Leutnant.

Er ließ ſich das Pferd zum Aufſitzen ſo ſtellen, daß er mit dem Geſichte gerade gegen unſere Ecke gewendet ſtand, und während er mit der Linken Zügel und Mähne ergriff und ſich einen Büſchel der letzteren um den Daumen wickelte, um feſteren Halt zu gewinnen, warf er einen Blick zu meinem Fenſter empor. Und nun beging er eine grenzenloſe Unvorſichtigkeit: er warf mir eine Kußhand zu. Dann ſchwang er ſich in den Sattel, ließ den feurigen Renner ein paarmal kurbettieren und trieb ihn dann mit eiſernem Schenkeldrucke in die Zügel, daß er hochaufſtieg und wie eine Feder vorwärtsſchnellte.

Ich war nicht die einzige, die den ſchneidigen Reiter bewundert hatte. Aus den Gemächern meiner Gräfin tönte ein heftiges Klingeln. Ich eilte zu ihr und fand ſie in furchtbarer Erregung.

„Haben Sie es geſehen — —?“ rief ſie mir mit zornbebender Stimme entgegen, bevor ich noch die Tür hinter mir geſchloſſen hatte.

„Himmel,“ dachte ich, „ſollte ſie am Ende das Kußhändchen bemerkt haben?“

„Gnädige Frau Gräfin befehlen?“ ſtammelte ich zögernd.

„Er hat der Villemont einen Kuß zugeworfen!“ ſchrie ſie.

„Der Herr Leutnant?“ fragte ich aufatmend. „Allerdings, es ſchien faſt . . .“

„Es ſchien? Es war ſo!“ entgegnete die Gräfin heftig. „Und mir wandte der, der . . . den Rücken zu.“

„Aber gnädigſte Frau Gräfin,“ ſuchte ich zu beſchwichtigen, „er konnte ja nicht ahnen — vielleicht vermutete er Sie ſogar in jener Gegend, nach der er grüßte.“

„Das wäre nur noch unerhörter,“ ereiferte ſich die Gräfin. „Übrigens, eine Verwechſlung mit der Villemont, ſelbſt durch doppelte Fenſterſcheiben, es wäre geradezu ſchändlich, unverzeihlich!“

Ich ſuchte eine neue Entſchuldigung.

„Und wenn der Herr Leutnant ſeinen vertraulichen Gruß etwa an die Überbringerin der Glücksbotſchaft von heute Morgen gerichtet hätte?“ bemerkte ich ſchüchtern.

„So würde er damit zum mindeſten eine beiſpielloſe Taktloſigkeit begangen haben!“ erwiderte die Gnädige recht ungnädig.

Ich ſah ein, ich mußte es wohl oder übel aufgeben, die Dummheit des Leichtfußes in eine Harmloſigkeit umzudeuten, und hätte mich herzlich gern aus der ſchwülen Luft dieſes Gemaches gedrückt, allein die Gräfin hielt mich zurück und begann mit den Vorbereitungen zu ihrer Abendtoilette. Alle erdenklichen Roben, Schleifen und Schmuckgegenſtände wurden probiert, alle möglichen Farben-

zuſammenſtellungen verſucht. — Und erſt die Kosmetik! Ich glaube, ein halbwegs geſchickter Künſtler hätte in derſelben Zeit die Gräfin in Öl gemalt. Allerdings, ſie ſah ſchließlich reizend aus.

Sie trug ein granatrotes Atlaskleid mit weitem und tiefem herzförmigen Ausſchnitte, das mit den zarteſten Seidenſpitzen beſetzt war und von dem ſich das reiche, goldige Lockenhaar und die ſchwanenweiße Büſte aufs vorteilhafteſte abhoben.

Ich legte gerade die letzte Hand an die Toilette meiner Gebieterin, da ertönte die Klingel. Johann öffnete. Wir vernahmen ein unbeſtimmtes Geräuſch, wie von Flüſtern und leiſen Schritten, dann war alles wieder ruhig. Die Gräfin wurde ungeduldig. Sie hatte ſich in anmutig maleriſcher Haltung in die Sofaecke geworfen und verſtand offenbar nicht, warum Johann nicht meldete. Endlich klingelte ſie heftig. Als der Bediente erſchien, herrſchte ihn die Gräfin an:

„Wer hat eben geklingelt?“

Der ſchlaue Böhme ſchielte nach mir hinüber, dann ſetzte er ſeine gewöhnliche Schafsmiene auf (er ſelbſt nannte das „Dienſtmiene“) und fragte erſtaunt:

„Ge—klingelt? — Bitt' ich, gnädigſte Frau Gräfin — glaub' ich, gnädigſte Frau Gräfin haben ſelber ge—klingelt!“

„Eſel!“ ſchalt die Gräfin, „ich frage, wer an der Tür draußen geklingelt hat!“

Johann ſchüttelte den Kopf und erwiderte:

„An der Tür draußen ge—klingelt? Bitt' ich, gnädigſte Frau Gräfin, an der Tür draußen hab' ich nix klingeln hören; ſoll ich vielleicht nachſchauen, gnädigſte Frau Gräfin?“

Dabei zwinkerte er wieder zu mir herüber und machte mich ganz verlegen. Auch verſtand ich ihn beim beſten Willen nicht.

„Er iſt ein Dummkopf, ein Schafskopf, Johann!“ fuhr die Gräfin auf. „Ich will wiſſen, wer, kurz bevor ich Ihn rief, an der Tür geklingelt hat.“

„Ah, kurz bevor ich Ihn rief, an der Tür ge—klingelt, wollen gnädige Frau Gräfin wiſſen?!“ antwortete Johann. „Ah, bitt' ich, gnädigſte Frau Gräfin, da hat geklingelt, weiß ich nicht wer, und hat wollen, weiß ich nicht was.“

„Aber Er hat doch geöffnet!“ brauſte die Gräfin auf.

„Ano, ganz natürlich hat er geöffnet, gnädigſte Frau Gräfin; ale weil Fräulein Marie hat geſagt, daß ſoll ich keinen Menſchen nix vorlaſſen . . .“

„Pack' Er ſich!“ ſchrie meine Gnädige den unglücklichen Johann an, was der denn auch ſchleunigſt tat, nicht ohne mir noch durch die Türſpalte grinſend zuzunicken und mit dem Daumen nach meinem Zimmer hinzudeuten.

„Der Menſch iſt manchmal wie vernagelt!“ zürnte die Gräfin, nachdem Johann verſchwunden war. „Ich glaube wahrhaftig, er hat den Leutnant fortgeſchickt!“

„Undenkbar, gnädigſte Frau Gräfin!“ erwiderte ich. „Gewiß war es nur irgend eine gleichgültige Perſon, eine Nachfrage oder irgend ſo etwas. Wenn Sie übrigens befehlen, ſo werde ich Johann . . .“

„Nein, nein, nur keine weiteren Erörterungen mit dem Dummkopf!“ fiel mir die Gräfin ins Wort. „Paſſen Sie lieber ſelbſt auf, und wenn der Leutnant kommt, ſo führen Sie ihn ſofort zu mir. Ich erwarte ihn.“

Damit war ich entlaſſen. Natürlich eilte ich ſofort zu Johann, der mir ſchon von weitem entgegengrinſte und mit dem Daumen geheimnisvoll nach meinem Zimmer deutete.

„Iſſe da! Iſſe ſchon da!“ flüſterte er mir zu.

„Wer iſt da?“ fragte ich, nichts Gutes ahnend.

„Na, wer wird ſein? Pan Laibmand iſſe!“

„In meinem Zimmer?!“

„Natürlich!“ erwiderte er ſtolz; „werd' ich ihn doch niche zu gnädige Frau Gräfin führen? Oh — Böhm' iſt ganz geſcheiter Kopf, ganz ausſtudierter!“

Jetzt erſt begriff ich: Johann hielt den Schützling der Frau Gräfin für eine Privatliebſchaft von mir. Ich eilte, um das Mißverſtändnis gut zu

machen. Aber dieser entsetzliche Leutnant hatte es keineswegs so eilig wie ich.

„Erst das Angenehme, dann das Nützliche!“ sagte er lachend und umfaßte mich stürmisch. Und so mußte ich ihm ein wenig den Gefallen tun, mich drücken und küssen lassen — — Ja, ja — die Herrschaften haben keine Ahnung davon, wie weit der Diensteifer einer pflichttreuen Kammerjungfer gehen kann!

Es galt nun, eine förmliche Komödie zu spielen, um den jungen Offizier erst hinaus und dann wieder ins Haus hereinzubringen. Es gelang, Bruckner schlich sich auf den Zehenspitzen und mit fest an die Brust gedrücktem Säbel aus der Wohnung weg, und bald darauf meldete die laut tönende Klingel ein zweites Mal seine Wiederkehr. Diesmal öffnete ich selbst und geleitete den Leutnant sofort zur Gräfin. Johann aber sperrte Nase und Mund auf, als er denselben Leutnant, der doch in meinem Zimmer sein mußte, nun plötzlich wieder eintreten sah. Ich klopfte ihm belustigt auf die Achsel:

„Johann,“ bat ich, „dies ist der Leutnant der Frau Gräfin! Verwechseln Sie ihn nicht wieder mit dem meinigen.“

Aber Johann sagte nichts, er drehte sich gravitätisch um und um und schüttelte sein Haupt.

Mich selbst hatte all das Erlebte doch etwas

angegriffen. Um ein wenig Luft zu ſchnappen, ſchaute ich aus dem Fenſter meines Zimmers. Dabei bemerkte ich die Villemont-Juli. Sie war ſichtlich verſtimmt, und wir wechſelten nur ein paar begrüßende Worte. Plötzlich ſagte ſie:

„Er war heute wieder da.“

„Wer?“ fragte ich ziemlich gedankenlos.

„Nun, der Offizier —“

Es gab mir Spaß, die Unbefangene zu ſpielen.

„Ein Offizier —?! Ach ſo, jetzt verſtehe ich, Sie meinen den jungen Ulanenleutnant, der Ihnen ein Kußhändchen zuwarf? Aber,“ fuhr ich liſtig fort, „Sie bemerken ſo etwas natürlich nicht.“

Sie antwortete nichts; aber nach einer kleinen Weile platzte ſie, an meine zuvor geſprochenen Worte anknüpfend, mit einem Male heraus:

„Mir? Das galt wohl jemand anderem!“

„Wem denn?“ fragte ich lauernd.

Sie antwortete nicht. Endlich ſtieß ſie hervor:

„Er heißt Bruckner.“

„Nanu?“ fragte ich ganz erſtaunt, „woher wiſſen Sie denn das?“

Wieder keine Antwort.

Dieſe Einſilbigkeit begann mich zu intereſſieren. Sollte ſie ihr Herz entdeckt haben? fragte ich mich. Vermutete ſie in mir die glücklichere Nebenbuhlerin? Und woher hatte ſie den Namen Bruckner? Wie

gern hätte ich sie drum gefragt, und dennoch schwieg ich. Schwieg, weil ich wußte, daß auch hier das Sprichwort vom übervollen Herzen recht behalten würde. Und ich brauchte nicht einmal lange zu warten, bis die Juli aufs neue begann:

„Reiten kann er — das muß ihm der Neid lassen!“

„Schneidig!“ antwortete ich zur Abwechslung auch einmal einsilbig.

„Möchten Sie auch so reiten können?“ fragte sie einen Augenblick später.

„Warum nicht?“ erwiderte ich lachend. „Natürlich nur auf einem schönen Pferd, im sammetnen Reitkleid, mit Zylinder und blauem Schleier!“

„Unsinn!“ versetzte die Villemont-Juli höhnisch auflachend. „Ich meine nicht diese dumme Damenreiterei; dazu braucht man kein Pferd, das kann man auf einer Chaiselongue ebenso gut. Aber so ein wildes, unbändiges Roß zwischen die Beine nehmen und ihm die Flanken zusammenpressen, daß es stöhnt, und den Zügel fühlen lassen, daß es folgsam wie ein Hündchen dahintrottet oder auch mit einem hinausjagt in die weite Welt und wie der Wind dahinsaust — das muß eine Lust sein!“

„Aber Juli!“ wandte ich ein, „— solch eine gesetzte Person wie Sie —“

„Ach was — gesetzt!“ erwiderte sie herb, fast

verletzt. „Natürlich, die Zimmer kann man nicht im Galopp aufräumen und mit dem Kaffeebrett über die Barriere ſpringen? Ihr Stadtmädel denkt alle, das ganze Leben, der Dienſt und alles andere müſſe immer Hoppſaſſa-Heiſſaſſa gehen, und wenn eine ihre Sache ernſt nimmt und ſich kleidet und beträgt, wie es einem Dienſtboten geziemt, dann heißt's, das iſt eine geſetzte Perſon, und das will bei euch ſoviel ſagen, wie täppiſch und langweilig. Mich hätten Sie ſehen ſollen, draußen auf dem Dorf und im Walde, hui! auf die höchſten Bäume bin ich geklettert wie ein Eichhorn, und auf dem alten Schecken durch den Ort geſprengt, daß die Funken flogen."

„Wie ſchade, daß Sie Ihr Dorf verlaſſen haben!" ſagte ich; „Sie hätten eine prächtige Hofbäuerin abgegeben!"

„Nun, was nicht iſt, kann ja noch werden!" ſchmunzelte ſie. „Es fehlen mir nur noch zwei Kleinigkeiten dazu: Der Hof und der Bauer."

„Ei, was den Bauern anbelangt, der ließe ſich wohl leicht finden!" verſetzte ich.

„Das iſt wohl richtig!" erwiderte die Villemont-Juli, „ſie kommen ſogar, ohne daß man die Hand ausſtreckt, wenn ſie nur ein paar hundert Gulden bei einer wittern. Aber mit dem Hof haperts bei den Freiersleuten."

„Nun," entgegnete ich, „in ein paar Jahren haben Sie Geld genug zusammengespart, um sich selbst einen Hof beizulegen, und den Bauern gleich dazu."

Sie schüttelte den Kopf. „Bäuerin möchte ich gar nicht werden," sagte sie, „und zu einem Herrschaftsgut langt das Geld nicht."

In diesem Augenblick ertönte die Klingel und machte dem Gespräch ein Ende.

Ich fand den Leutnant Bruckner zum Aufbruche gerüstet und die Frau Gräfin in derselben Sofaecke, in der ich sie verlassen hatte. Die Worte, mit denen sie mich empfing, bedeuteten für den armen jungen Offizier nichts Gutes:

„Marie, geleiten Sie den Herrn!" rief sie mir in geradezu eisigem Tone zu. Das kam bei den Einrichtungen in unserem Hause einer zwingenden Aufforderung zur Verduftung gleich. Der Herr Leutnant drückte sich denn auch ziemlich verlegen zur Tür hinaus, und ich folgte ihm bestürzt, um zu erfahren, was zwischen ihm und der Gräfin vorgegangen war. Vor der Tür draußen fand Bruckner sofort wieder seinen vollen Mannesmut und seinen Humor, schritt säbelrasselnd auf die Ausgangstür zu, öffnete sie mit gewaltigem Griffe und schlug sie schwunghaft wieder zu, jedoch nicht hinter sich, sondern vor sich. Dann flüsterte er mir zu: „Später sag'

ich dir alles, Schatz!“ und ehe ich mich noch von meinem ſtarren Erſtaunen erholt hatte, war er auch ſchon mit dem behenden Leiſetritte einer Katze in mein Zimmer gehuſcht. Ich mußte natürlich zur Gräfin zurückkehren und konnte mir daher nicht einmal mehr die Zeit nehmen, dem fürchterlichen Menſchen nachzueilen, um ihn zu veranlaſſen, ſein abſcheuliches Vorhaben aufzugeben. Es war ein wahres Glück, daß Johann gerade nicht im Korridor war und folglich das Zurückbleiben des Leutnants nicht bemerken konnte!

Die Gräfin hatte ihre Migräne, das heißt, ſie war in der übelſten Laune. Sie wollte zu Bette gehen, und ich mußte ihr beim Entkleiden behilflich ſein. Endlich war die Nachttoilette beendigt, und ich fragte ſchüchtern, ob ſie noch weitere Befehle habe.

„Dumme Frage! Sie ſehen doch, daß ich Ruhe will!“ fuhr ſie auf.

Ich machte eine ſtumme Verbeugung und wandte mich zum Gehen. Als ich bereits auf der Schwelle ſtand, rief ſie mich noch einmal zurück.

„Dieſer Klotz von einem Leutnant wird nicht mehr vorgelaſſen!“ herrſchte ſie.

„Zu befehlen, gnädigſte Frau Gräfin!“ antwortete ich untertänigſt. Nun wußte ich alles, was ich wiſſen wollte.

Bruckner hatte ſich's inzwiſchen in meinem

Stübchen bequem gemacht und empfing mich mit einer Vertraulichkeit und Zärtlichkeit, als wären wir längst Liebesleute. Ich zierte mich ein wenig und warf ihm seinen Leichtsinn vor, er lachte aber bloß und meinte, er müsse doch einen Ersatz haben für die qualvolle Stunde, die er bei der Gräfin zugebracht hatte. Und nun erzählte er.

„Beim Teufel, Schätzchen, deine Gräfin ist ein schönes Weib!“ begann er. „Aber ich war in meinem ganzen Leben noch niemals mit einer so hochgestellten Frau unter vier Augen zusammen, und, zum Kuckuck, da hat man eben Respekt vor solch hoher Gönnerin. Und als ich erst merkte, daß die ‚Gnade‘ nicht dem Leutnant, sondern dem strammen Kerl galt, wurde ich immer befangener und unbehilflicher. Zuletzt wollte ich mit Gewalt den Zärtlichen spielen. Aber ich benahm mich wie ein Bär, und die Gräfin ward immer ungehaltener. Ich gedachte also zu retirieren, aber damit war die Gönnerin gleich gar nicht einverstanden. Sie schien mir mit einem Mal alle meine bis dahin begangenen Ungeschicklichkeiten und Verstöße verzeihen zu wollen und ging jetzt selbst zum Angriffe über. Auf einmal, ich weiß wahrhaftig nicht, wie es gekommen war, fand ich mich in ihren Armen; aber da spielte mir das böse Verhängnis oder meine unverbesserliche Tölpelhaftigkeit den allerniederträchtigsten Streich,

den man ſich nur denken kann. Mir fiel — der Himmel weiß, warum und wie — die Geſchichte von der Potiphar und dem Joſeph ein, und ich kam mir in der Rolle des letzteren ſo ſchauderhaft lächerlich vor, daß ich mich wie ein dummer Junge gebärdete und mich gegen die ſtürmiſche Zärtlichkeit der ſchönen Gräfin ſträubte und wehrte, als ſollte mir ein Leid geſchehen. Das Blut in meinen Adern ſchien zu Bitterwaſſer geworden zu ſein, und ich hatte nur noch das ängſtliche Dranggefühl nach Befreiung. Da war's mit der Huld und Geduld der ſchönen Gräfin zu Ende und den ruhmloſen Ausgang unſerer Schäferſtunde haſt du ja ſelbſt mit angeſehen.“

Der arme Menſch dauerte mich. Er war viel zu leichtſinnig, um einzuſehen, welche ſchwerwiegenden Vorteile er ſich zugleich mit der Gunſt der Gräfin verſcherzt hatte. Dieſe Erwägung, ſowie der weitere Umſtand, daß Bruckner, ſeit er dem Geſichtskreiſe der vornehmen Gönnerin entrückt war, keine Spur von Bitterwaſſer mehr in ſeinen Adern zu fühlen ſchien, ſondern im Gegenteile wieder ebenſo unternehmend wie feurig geworden war, wie er es an dieſem Morgen und Nachmittage geweſen, veranlaßten mich, dem Herrn Leutnant eine eindringliche Strafpredigt zu halten und ihn namentlich davor zu warnen, daß er in künftigen ähnlichen Fällen den

Zofen ſeiner Gönnerinnen eine gar zu lebhafte Aufmerkſamkeit zuwende, wie er dies eben an jenem Tage getan hatte. Aber wie immer, ſo lachte mich der leichtſinnige Menſch auch diesmal aus und fand, daß mir das Predigen zwar ganz allerliebſt zu Geſicht ſtehe, daß aber gerade darum der Erfolg meiner Predigt ein ganz anderer ſei, als ich ihn vielleicht erwartet habe. Und kaum hatte er dies erklärt, als er mir auch ſchon den Mund mit Küſſen verſchloß und nichts weiter von hohen Gönnerinnen, glänzender Zukunft und derlei Dingen mehr hören wollte.

Um den Sauſewind nach Kräften mit etwas Vernünftigem zu beſchäftigen, fing ich an, von ſeiner Vergangenheit mit ihm zu ſprechen, und da erfuhr ich denn zu meiner großen Überraſchung, daß Bruckner und die Villemont-Juli alte Bekannte waren. Das wilde, ſchwarzhaarige Mädel und der nicht minder wilde, blonde Junge hatten Gefallen aneinander gefunden und hielten als Spielgenoſſen ſtändig zueinander. Auch an den alten Schecken, deſſen Juli Erwähnung getan hatte, erinnerte ſich Bruckner lebhaft, jedoch ergänzte er die Geſchichte von der wilden Jagd durchs Dorf dahin, daß er damals mit auf dem braven Gaul geſeſſen hatte. Jetzt begriff ich, von wannen dieſen Abend der Villemont-Juli jene plötzliche Anwandlung von Reitfieber gekommen

war! Der ſtolze Reiter erinnerte ſie an den Jugendritt und vielleicht war ihr auch eine dunkle Ahnung aufgedämmert, daß ihr einſtiger Jagdgenoß und der flotte Ulanenoffizier ein und dieſelbe Perſon waren.

Bruckner war höchlichſt erſtaunt, daß ich von dem Vorhandenſein der ſchwarzen Juli Kenntnis hatte, und als ich ihm mitteilte, daß die letztere keine zwei Schritt weit von uns weile, war er hocherfreut und ſprach die Abſicht aus, ſeiner Jugendfreundin gleich am nächſten Tage einen Beſuch zu machen. Das war mir ganz recht, denn ich hoffte, daß die gefährliche Zuneigung, die der Leutnant mir gegenüber an den Tag legte, dadurch eine heilſame Ablenkung erfahren werde. Ja, ich ermutigte ihn ſogar zu dieſem Beſuche, indem ich zu verſtehen gab, daß er auch Julis Augen auf ſich gezogen und entſchieden Eindruck auf das Mädchen gemacht habe.

Endlich war es Mitternacht geworden, und ich bedeutete dem Herrn Leutnant, geräuſchlos zu verduften. Ich löſchte zuerſt das Licht, dann öffnete ich behutſam die Türe und ſpähte in den dunklen Gang hinaus. Mäuschenſtille. Leiſe forderte ich Bruckner auf, ſich dicht hinter mir zu halten, damit ich ihm den Weg durch den Gang bis an die Ausgangstüre weiſen könne. Seinen Säbel ſchnallte er gar nicht erſt um, ſondern faßte ihn mit beiden Händen

fest an den Ringen, in welche die Kuppel eingeschlossen war, um das Klirren zu verhindern. Eben wollte er ihn dicht vor seine Brust nehmen, um jedes Anstoßen zu vermeiden, da — o Unglück! — streifte er mit ihm die Wasserkaraffe nebst dem Trinkglase vom Nachttischchen. Im Begriff, das stürzende Geschirr im Fluge zu erhaschen, entfiel ihm obendrein der Säbel und schmetterte rasselnd zuerst gegen einen Stuhl und dann zu Boden. Auch das schlank und zartgebaute Nachttischchen kippte um und schlug mit donnerartigem Gekrach auf die Diele hin. Wir standen einen Augenblick vom Schreck gelähmt. Dann griff der Leutnant nach dem Säbel und flüsterte mir zu:

„Ich schlage mich durch!“

Der neue Schreck über diesen verzweifelten Entschluß verlieh auch mir wieder Spannkraft.

„Sind Sie verrückt?“ raunte ich dem Unglückseligen zu; „es gibt nur einen Weg zur Flucht — dort!“ Ich zeigte nach dem Fenster. Ein rettender Gedanke war mir wie ein Blitzstrahl durch den Kopf gefahren: Die Villemont-Juli hatte die Gewohnheit, bei offenem Fenster zu schlafen! Ich schob in aller Eile den Nachtriegel vor, um jede Überrumpelung zu verhindern, dann öffnete ich das Fenster und wollte das Plättbrett als Notbrücke zu dem keine drei Fuß entfernten Nachbarfenster

hinüberſchieben. Bruckner aber drängte mich, meine Abſicht erratend, lächelnd zurück, drückte mir ſein verhängnisvolles Schlachtſchwert in die Hand, ſchwang ſich auf die Fenſterbrüſtung und hatte mit einem eleganten Satze die mächtig gähnende Tiefe überſprungen und das jenſeitige Fenſter erreicht. Hierauf ließ er ſich ſeinen Säbel hinüberreichen, warf mir zum Abſchied noch ein Kußhändchen zu und verſchwand im Dunkel. Halb geiſtesabweſend ſchloß ich mein Fenſter und erwartete bebend, was nun kommen würde. Ich brauchte nicht lange zu warten. Die Klingel meiner Herrin ertönte ſo ſchrill und andauernd, daß ich daraus die Große des Schreckens und der Aufregung, in welche der nächtliche Höllenlärm ſie verſetzt hatte, deutlich entnehmen konnte. Natürlich begab ich mich ſofort zur Gräfin, um mich als die Urheberin des Skandals zu bekennen. Auf dem Wege dahin ſah ich bereits die ängſtlichen Geſichter Johanns und der Köchin aus verſchiedenen Türen gucken. Die Gnädige hatte bereits ihr Bett verlaſſen und raffte in voller Haſt ein paar Kleidungsſtücke zuſammen, um ſich in die notdürftigſte Toilette zu werfen.

„Was war das? Das war bei Ihnen hinten!“ krähte ſie mich mit einer vor Schrecken völlig veränderten Stimme an.

„Verzeihung, gnädigſte Gräfin!“ ſtammelte ich,

ein unglücklicher Zufall . . . ich wollte eben zu Bette gehen und das Nachttischchen zurecht rücken, da stürzte es um und Glas und Wasserflasche fielen zu Boden und zerbrachen.“

„Oho — ich habe auch einen Säbel rasseln hören, Fräulein!“ polterte die Gräfin. „Es ist ein Säbel in meiner Wohnung!“

„Ein Säbel, gnädigste Gräfin?“ erwiderte ich so unbefangen als möglich. „Aber ich bitte untertänigst, wie käme ein Säbel in dieses Haus?“

„Das wollen wir gleich sehen!“ entgegnete sie. „Johann! Johann!“ Abermals erscholl die Klingel in schrillster Tonart.

„Wollen die gnädigste Frau Gräfin mir nicht gestatten, Ihnen vorher bei der Ordnung der Toilette behilflich zu sein?“ fragte ich unterwürfig, denn meine Gebieterin fuhr in ihrer Aufregung mit den Armen in die Strümpfe und vergaß völlig, daß sie dem Johann zum mindesten einen — Unterrock schulde. Aber meine Dienstfertigkeit fand keine Anerkennung.

„Zurück!“ schrie mich die Zornglühende grimmig an. „Bevor der Säbel nicht aufgeklärt ist, wünsche ich keinerlei Dienstleistungen von Ihnen!“

Jetzt erschien der pfiffige Böhme mit aufgeknöpfter Weste und ohne Stiefel auf der Schwelle.

„Sehen Sie nach, ob die Ausgangstüre gut geschlossen ist!“ befahl die Gräfin.

„Isse!“ meldete der Bediente einen Augenblick später.

„Dann bringen Sie mir den Schlüssel her.“

„Bitt' ich, hab' ich schon hier!“ antwortete Johann, indem er den Schlüssel aus der Tasche zog.

Die Gräfin ließ sich den Schlüssel einhändigen, fuhr in ihren Schlafrock und machte sich auf die Inspektionsrunde. Zuerst wurde mein Zimmer besichtigt, der Kleiderschrank geöffnet, jeder Winkel abgeleuchtet, ja sogar der Lieblingsaufenthalt aller Räuber, Mörder und unerlaubten Liebhaber, der Raum unter dem Bette, einer eingehenden Besichtigung unterzogen. Kein Säbel war zu finden. Dann ging's durch die übrigen Zimmer, natürlich mit dem gleichen Erfolge. Im Empfangszimmer rief Johann, der sich an der Haussuchung eifrigst mitbeteiligte, plötzlich triumphierend aus:

„Bitt' ich, gnädigste Frau Gräfin, hier hab' ich schon waschlederne Handschuh und — Hosenknopf!“ und wies die auf dem Teppich neben dem Sofa vorgefundenen Gegenstände diensteifrig der Gräfin vor. „Wird vielleicht Säbel auch nicht mehr weit sein!“ fügte er grinsend bei.

Ich hätte laut herauslachen mögen, die Frau

Gräfin jedoch war nicht ganz so entzückt, sondern gebot dem Bedienten, „das Maul zu halten“.

Den Schluß dieser aufregenden Szene bildete ein scharfer Verweis für meine beispiellose Ungeschicklichkeit. Ich machte ein erschrecklich zerknirschtes Gesicht und gelobte hoch und teuer, in meinem ganzen Leben nie mehr ein Nachttischchen nebst Trinkgeschirr um Mitternacht umstoßen zu wollen. Ich tat in jener Nacht kein Auge zu, denn mich beschäftigte der Gedanke an die Fortsetzung, die das wechselvolle Abenteuer mit dem Ulanenleutnant bei der Villemont-Juli gefunden haben mochte, viel zu lebhaft. Ich spähte und lauschte, aber es war nichts zu sehen und nichts zu hören. Freilich hatte meine Nachbarin im weiteren Verlaufe dieser denkwürdigen Nacht ihr Fenster ausnahmsweise geschlossen.

Am nächsten Tage unterließ es Bruckner, in unserem Hofe Fensterparaden zu machen; auch die Villemont-Juli ließ sich nicht am Fenster blicken und vermied offenbar die Begegnung mit mir. Mich verzehrte die Neugierde. Wußte Juli, daß der Leutnant aus meinem Fenster in das ihrige hinübergestiegen war? Und wie war er von der prüden, männerscheuen Juli aufgenommen worden? Das mußte ich um jeden Preis erfahren.

Der folgende Tag brachte eine neue Überraschung. Bruckner kam mit einem wundervollen

Vierergespann angefahren, machte eine virtuose Rundfahrt durch den Hof, der kaum Platz genug zum Wenden bot und hielt sodann gegenüber den Fenstern der Villemont, zu denen er erwartungsvoll emporblickte. Für mich, die natürlich sofort ans Fenster getreten war, schien er gar keine Augen zu haben; Juli blieb unsichtbar. Nach wenigen Sekunden öffnete die Villemont das Fenster, nahm mit gnädigem Lächeln den strammen militärischen Gruß des Rosselenkers entgegen und rief demselben zu:

„Brillant, Herr Leutnant, bitte nochmals!“

Bruckner machte die Rundfahrt um den Hof noch einige Male, zuerst im Schritt, dann im Trab, ein wahres Meisterstück der Fahrkunst, hielt dann wieder an und rief der lebhaft Beifall klatschenden Gräfin mit stolzem Selbstbewußtsein hinauf:

„Die Braunen wende ich auf dem Handteller herum, gnädigste Komtesse!“

„Ich danke!“ antwortete die Villemont, „schließen Sie den Kauf nur gleich ab. Am Nachmittag also!“

Der Leutnant salutierte, die Gräfin trat lächelnd vom Fenster zurück. Der Kutscher der Gräfin, der auf dem hochsitzigen Einfahrwagen hinter dem Leutnant gesessen hatte, sprang ab und übernahm das Gefährt von dem Offizier, der sich nun geradewegs nach der Militärkanzlei begab. Dicht vor dem Tor-

bogen erhob er den Kopf und warf mir einen Blick zu, den ein eigentümliches, vielsagendes Schmunzeln begleitete. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, daß Bruckner auf jeder Backe einen länglichen Streifen Heftpflaster sitzen hatte; hart unter dem rechten Auge saß ein drittes. Ich mußte hell auflachen; das waren sicher die Erinnerungszeichen an das mitternächtige Wiedersehen mit der Villemont-Juli!

Meine Neugier stieg aufs höchste und ich beschloß, am nächsten Morgen dem Leutnant die versprochene Kaffeevisite zu machen. Er hätte mich ohne weiteres im Bette empfangen, wenn ich nicht erklärt hätte, daß ich es vorziehe, den Kaffee im Burschenzimmer zu kochen und ihn erst zu servieren, wenn der Herr Leutnant Toilette gemacht haben würde. Ich mußte also warten, bis er sich in volle Uniform geworfen und der Bursche in seinem Zimmer eine leidliche Ordnung hergestellt hatte; dann wurde ich feierlichst empfangen und konnte sogleich ans Werk schreiten.

„Sie sollen heute einen extrafeinen Kaffee haben," sagte ich, „aber dafür müssen Sie mir auch ausführlich erzählen, wie es Ihnen ergangen ist, seit wir uns zum letzten Male gesehen haben. Es scheinen ja wahre Wunder inzwischen geschehen zu sein!"

„In der Tat — wahre Wunder!" antwortete

er lachend. „Ich komme mir ſchon beinahe wie ein Märchenheld vor, dem die guten Feen gleich rudelweiſe nachlaufen!“

„Na, na,“ winkte ich ab. „Vorderhand ſind wir erſt bei Nummer zwei angelangt.“

„Nummer zwei!“ ſpottete er luſtig; „aber Kind, was zählſt du ſchlecht! Zwei — ha, ha! das halbe Dutzend iſt bereits voll! Ja, gelt, mein Schatz, wenn der Löwe einmal Blut geleckt hat! Sechſe wohlgezählt, und wenn du's nicht glauben willſt, ſo nenne ich ſie dir der Reihe nach her, aber wohlgemerkt — für jede muß ich einen Kuß von dir haben!“

„Abgemacht!“ entgegnete ich. „Alſo Nummer eins — Gräfin Weidenbruch!“

„Halt! Ehre, wem Ehre gebührt!“ fiel er mir ins Wort. „Nummer eins — du, mein reizendes Marienkäferchen!“

„Oho — das gilt nicht,“ verwahrte ich mich; „die dienſtbaren Geiſter zählen nicht zu den Feen!“

„Ei, warum denn nicht!“ erwiderte Bruckner. „Die Sorte iſt mir gerade die liebſte. Zudem — haſt du mir nicht meine liebe Schutzfee Nummer drei zugeführt?“

„Die Gräfin Villemont?“ fragte ich. „Nun, ich denke doch . . .“

„Ach, wer ſpricht denn von der Villemont!“

verſetzte er geringſchätzig. „Ich meine ja die Juli, dieſes reizende Weib, dieſes liebe, ſüße, mollige Geſchöpf, das mir's mit ſeinen ſchwarzen Augen ſchon angetan hatte, bevor ich noch wußte, was Liebe iſt! Weißt du, Täubchen, daß ich dir meine Feen viel zu billig angeboten habe? Für die Juli müßte ich allein ſechs Küſſe bekommen!“

„Ich danke ſchön!“ erwiderte ich pikiert. „Laſſen Sie ſich die Küſſe nur von ihrer lieben, ſüßen, molligen Juli ſelber geben — aber nehmen Sie ſich in acht, daß ſie nicht . . . beißt!“

„Beißen? Nein! Aber kratzen — das kann ſie, die Katze!“ lachte der Leutnant.

„Man merkt's!“ warf ich mit einem Seitenblicke auf die anſehnlichen Schönheitspfläſterchen hin, die Bruckner noch immer im Geſichte kleben hatte.

„Sie hatte aber ganz recht!“ verſicherte der Leutnant treuherzig. „Es war unrecht von mir, daß ich ſie im Schlafe überrumpeln wollte. Aber ſie ſchlief ſo feſt und ſie lag ſo reizend, ſo kußgerecht da . . .“

„Sahen Sie ſie denn?“ fragte ich ungläubig; denn ich wußte ja, daß es in Julis Zimmer dunkel war.

„Das nicht —“ antwortete Bruckner, „aber ich fühlte ſie. Oh, dieſes Mädchen; ich ſage dir, ſchönſte aller Blondinen, dieſes ſchwarzäugige, ſchwarzhaarige, ſammetfellige Mädchen . . .“

„Nun ja doch, ja doch!“ fiel ich dem schrecklichen Menschen, der, während er seine Schwarze in den Himmel erhob, ganz zärtlich in meinen blonden Löckchen wühlte, voll Unmut ins Wort, „ich weiß ja schon, daß Sie für Ihre Juli schwärmen und interessiere mich offengestanden viel lebhafter für Ihre Schutzfee Nummer vier. Die Gräfin Villemont hat Ihnen also ihre Gunst zugewendet?“

„Na — und ob!“ seufzte Bruckner in komischer Beklommenheit auf.

„Eine große Ehre!“ sagte ich boshaft, denn die Ungeniertheit, mit welcher Bruckner vor meinen Ohren seinen zärtlichen Gefühlen für die Villemont-Juli Ausdruck gegeben hatte, verstimmte mich. „Wenn ich nicht irre, so war Ihr Vorgänger bei der Gräfin ein verabschiedeter Korporal und abgewirtschafteter Fechtmeister!“

Bruckner sah mich mit seinen gutmütigen Augen erstaunt an und erwiderte dann lachend: „Ich glaube gar, Närrchen, du bist eifersüchtig! Nun, beruhige dich nur; die Geschichte mit der Villemont ist Gott sei Dank überstanden!“

„Wie?“ rief ich aus, „auch mit der Villemont ist's schon wieder vorbei? Aber um Himmelswillen, Sie treiben ja ein frevelhaftes Spiel mit Ihrem Glücke!“

„Im Gegenteil —“ erwiderte Bruckner ganz

gelaſſen, „ich habe die edle Schutzfee in den ſechs-unddreißig Stunden unſerer Bekanntſchaft ganz brillant ausgenutzt. Volle vierhundert Gulden im Handumdrehen an dem Viererzug verdient, und noch dazu auf die ehrlichſte und anſtändigſte Weiſe — iſt das etwa nicht genug?“

„Ein wahrer Bettel iſt es gegen den Goldregen, mit dem die reiche Gräfin ihre Günſtlinge zu überſchütten pflegt!“ eiferte ich.

„Das ſagte die Juli auch!“ verſetzte Bruckner „Aber bin ich denn ſchuld daran, daß die Goldquelle ſo ſchnell wieder verſiegt iſt? Ich hatte die ſchönſten Abſichten von der Welt und hätte der Gräfin, wenn ſie es gewünſcht hätte, jede Woche einen neuen Viererzug eingefahren.“

„Ach, mit Ihrem Viererzug!“ ſchmollte ich. „Begreifen Sie denn gar nicht, daß dies nur das Mittel zu dem Zwecke war, Sie bei der Gräfin einzuführen?“

„Ei, freilich begreife ich das!“ antwortete er achſelzuckend; „aber eben erſt ſeit geſtern Nachmittag!“

„Ich weiß, Sie waren für Nachmittag zur Gräfin geladen; gewiß haben Sie da wieder eine Ungeſchicklichkeit begangen!“ ſchmälte ich.

„Es wird wohl ſo ſein!“ gab der Leutnant treuherzig zu; „aber höre nur, Herzchen, wie es

gekommen ist — ich bin überzeugt, du wirst mich entschuldigen.“

„Nun, ich bin wirklich neugierig!“ erwiderte ich.

Während ich meines Amtes als Kaffeeköchin waltete, erzählte mir Bruckner seine Erlebnisse im Hause Villemont.

Juli, die Pflichttreue, war von ihrer Herrin beauftragt worden, Erkundigungen über den Leutnant einzuziehen, und sie gehorchte, wenngleich in großer Herzensnot, denn Bruckner hatte ihr vom ersten Augenblick an ein Gefühl eingeflößt, das ihr bis dahin völlig unbekannt gewesen war. Als sie den Namen des jungen Offiziers erfuhr, trat die Erinnerung an ihre Jugendzeit und an den guten Spielkameraden von dazumal lebhaft vor ihre Seele, und ihr Interesse für den Leutnant wurde dadurch natürlich noch beträchtlich gesteigert. Aber sie unterdrückte dasselbe gewaltsam, denn die Pflicht gebot ihr ja, dem Interesse der Gräfin, nicht ihrem eigenen, zu dienen. Die Aufregung, in der sie sich an jenem Abende befand, die Absichtlichkeit, womit sie mir darnach aus dem Wege ging, um ja nichts von dem Geheimnisse ihrer Gebieterin zu verraten, zeugten davon, daß die brave Person einen heißen Kampf mit sich selbst zu kämpfen hatte. Noch schwerer wurde ihr dieser Kampf nach der nächtlichen Begegnung mit dem Freunde ihrer Jugend, der vorgab, er habe

sie auf den ersten Blick wieder erkannt und die Dunkelheit der Nacht benutzt, um nach schöner, alter Dorfsitte zu ihr „fensterln“ zu gehen. So bequem wie auf dem Lande sei das allerdings in dem dreistöckigen Stadthause nicht gewesen, allein das Traufrohr und die Fenstergesimse hätten ihm die erwünschten Dienste getan. Die Juli war anfangs allerdings über den nächtlichen Besuch tödlich erschrocken, zumal da sich derselbe mit einer so stürmischen Zärtlichkeit angekündigt hatte, daß sich die strenge Schöne mit Fäusten und Nägeln seiner erwehren mußte, doch hatte sich der Leutnant nach dieser ersten, tatkräftigen Abwehr so sittsam betragen, daß sie ihm schließlich mit Rücksicht auf die alte Bekanntschaft den tollen Streich verzieh. Doch wollte Juli von Bruckners heißen Liebeswerbungen durchaus nichts wissen, sondern erklärte ihm vielmehr rund heraus, daß er sich keinerlei Hoffnungen machen dürfe, jemals bei ihr Gehör zu finden. Dann befahl sie ihm, sich in den Winkel hinter dem Kleiderschrank zu setzen und sich dort mäuschenstille zu verhalten, bis sie sich angekleidet hätte, und nachdem dies geschehen war, setzte sie sich neben ihn und erzählte ihm von der Gräfin Villemont, und malte ihm das große Glück aus, ihm durch die Gunst dieser reichen und freigebigen Dame beschieden sei gleich am nächsten Morgen werde

ſie ſelbſt ihn der Gräfin vorſtellen. Bruckner fügte ſich nur mit Widerſtreben den Anordnungen ſeiner Jugendfreundin, und dieſes Widerſtreben wurde noch heftiger, als der Tag anbrach und der Leutnant das blühende Mädchen in ſeiner ganzen kraftſtrotzenden Schönheit bewundern konnte. Noch einmal beſchwor er Juli, ihm die Begegnung mit der gnädigen Frau Gräfin zu erſparen, und beteuerte ihr, daß alle die goldenen Berge, die ſie ihm von der Gunſt der Gräfin verſprach, für ihn nicht den geringſten Wert hätten, wenn er nicht ihr, der Juli Herz dazu haben könnte; es war alles vergebens.

„Ich wurde," erzählte Bruckner, „von der Juli der Gräfin gemeldet und ſtand bald darauf der würdigen kleinen, dicken Dame gegenüber. Deine Gräfin iſt ein wahres Götterweib gegen dieſe verliebte alte Schachtel, und wenn jene nur nicht gar ſo ſtürmiſch vorgegangen wäre und mir etwas Zeit gelaſſen hätte, mich an ihre etwas gar zu majeſtätiſchen Reize zu gewöhnen, wer weiß, ob ich mich nicht noch in ſie verliebt hätte, obgleich ich keineswegs verliebter Natur bin!"

Ich mußte laut auflachen über dieſe dreiſte Behauptung. Bruckner ſah mich erſt ganz erſtaunt an, dann aber lachte er ſelbſt mit.

„Du mißverſtehſt mich, mein blondes Schätzchen," ſagte er. „Jugendtrieb und Verliebtheit — das ſind

grundverschiedene Dinge. Die Jugend liebt, wie die jungen Pflanzen lieben, aber das Verliebtsein fängt erst mit dem Verlebtsein an. Nicht der allmächtige innere Naturtrieb leitet den Verliebten, sondern äußere Reize, Langeweile, Müßiggang und Schwelgerei, krankhafte Überreizung und manchmal gar nur die Einbildungskraft. Ich gestehe es, ich möchte ein jedes frische, blühende Mädel in meine Arme schließen, aber verliebt habe ich mich bis jetzt nur in pikante und raffinierte Weiber, Theaterprinzessinnen und dergleichen, und auch das nur in Zeiten, in denen es mir entweder ganz außerordentlich gut oder hundeschlecht gegangen ist."

„Nun — und Juli?" fragte ich lauernd.

Er schien betroffen. „Juli!" wiederholte er nach einer Weile nachdenklich — „höre, Mädchen, da fragst du mich wahrhaftig zu viel. Zudem bin ich jetzt gerade mit einem halben Dutzend Schutzgeistern in einem Taumel, in dem ich mir selbst keine Rechenschaft über Zustand und Stimmung meines Herzens ablegen kann!"

„Wir sind noch immer nicht über Nummer vier hinausgekommen, mein Herr Großsprecher, obgleich Sie Ihre Feen mehr oder weniger mit doppelter Kreide anschreiben!" gab ich dem Leutnant zu bedenken.

„Ich habe aber auch noch keinen einzigen von meinen sechs Küssen erhalten!" antwortete Bruckner.

„Bis nach dem Kaffee, mein nicht verliebter Herr Leutnant!“ vertröstete ich. „Vor allem aber bitte ich um den Schluß Ihrer interessanten Geschichte.“

„Sogleich, mein süßes, blauäugiges Vergißmeinnicht!“ erwiderte er zärtlich. „Ich war also, wie bereits gesagt, nicht sonderlich erbaut von den körperlichen Vorzügen meiner neuen Schutzfee; aber in einem Punkte war sie mir doch lieber als deine Gräfin; sie flößte mir nicht jenen entsetzlichen Respekt ein, der mich der Weidenbruch gegenüber so gründlich schachmatt gemacht hatte. Sie unterhielt sich mit mir in zwanglos freundlicher Weise und der Ton, den sie anschlug, hatte etwas von dem einer wohlwollenden und vernünftigen Erbtante, die sich zwar des Übergewichtes ihres Geldsackes bewußt ist, aber zugleich in dem Erben die achtbare Persönlichkeit respektiert, die berufen ist, fraglichen Geldsack nach ihrem Tode weiter zu besitzen. Ich empfand alle erdenkliche Hochachtung, aber keinerlei Furcht vor ihr. Die Geschichte mit dem Viererzug fädelte sie so geschickt und ohne allen Zwang ein, daß ich wirklich den Eindruck gewann, als sei dieselbe der Hauptzweck meines Besuches. Das war vorgestern. Gestern Nachmittag machte sich die Sache wesentlich anders. Die Gräfin brachte zunächst die Viererzugangelegenheit geschäftsmäßig in Ordnung;

dann erklärte ſie mit einer Ruhe, als handle es ſich um die Aufnahme eines Reitknechtes, daß ich ihr gefalle, und daß ſie verſuchen wolle, mir den Sonnenſchein ihrer Gunſt angedeihen zu laſſen. Meine Rechte und Pflichten wurden mir artikelweiſe, wie die Beſtimmungen eines Dienſtreglements, kund und zu wiſſen getan. Sie ernannte mich zu einer Art Leiblakai für ihre perſönlichen Bedürfniſſe. Sogar einen feſten Gehalt ſetzte ſie mir aus: tauſend Gulden monatlich, hintennach zahlbar und zu jeder Zeit kündbar! Die Zumutungen der kleinen, dicken Gräfin ſchienen mir mehr lächerlich als empörend zu ſein; deshalb verlor ich auch nicht meinen guten Humor und erklärte ihr, nachdem ſie mit ihrer Inſtruktion endlich fertig geworden war, mit der verbindlichſten Miene von der Welt, daß ich mich gern zu ihren Befehlen ſtellen werde, wenn ſie wieder einmal einen Viererzug einfahren laſſen oder Reitlektionen nehmen wolle. Für die mir zugedachte Dienſtverwendung müſſe ich jedoch ganz ergebenſt danken.“

„Und was antwortete die Gräfin darauf?“ fragte ich.

„Sie ſchien ſehr erſtaunt,“ antwortete Bruckner; „die Ablehnung von tauſend Gulden Monatsgehalt war ihr offenbar noch niemals vorgekommen. Doch faßte ſie ſich raſch und erwiderte, daß ſie meinen

Entschluß bedaure, nichtsdestoweniger aber denselben gutheiße. Wenn ich mich in ihre aus mannigfaltigen, wohlerprobten Nützlichkeitsgründen hervorgegangene ‚Hausordnung' nicht fügen wolle, so sei es jedenfalls höchst ehrenwert, daß ich dies von vornherein erkläre. Eine leichte Verneigung des Hauptes, eine elegante Handbewegung und ich war entlassen. Ich wollte das Ergebnis dieser merkwürdigen Unterredung nun noch rasch meiner Juli mitteilen, allein das böse Ding war nicht zu sehen, und das Bedientenvolk wollte nichts von ihrem augenblicklichen Aufenthaltsorte wissen. Ich habe mir aber fest vorgenommen, meinen Fensterbesuch bei nächster bester Gelegenheit zu wiederholen, und wenn ich wirklich am Traufrohr und den Fenstersimsen zu ihr hinaufklettern müßte. Denn die Juli muß mein sein, und wenn es das Leben kosten sollte!"

„Tollkopf!" warnte ich wohlmeinend. „Ein nächtlicher Einbruch im fürstlichen Schlosse — welch ein wahnwitziger Gedanke! Und noch obendrein wegen einer simplen Kammerjungfer, die Ihnen ein zweites Mal wahrscheinlich allen Ernstes die Augen auskratzen würde!"

„Das wird sie nicht!" lächelte der Leutnant selbstbewußt. „Ich weiß, daß die Juli mich lieb hat — du hast es mir ja selbst gesagt!"

„Um so beharrlicher wird sie sich gegen Ihre

Zärtlichkeiten wehren, mein Herr Sauſewind!“ entgegnete ich. „Die Juli kratzt einem Mannsbild, das ihr von Liebe ſpricht, ohne zugleich einen Heiratsantrag zu ſtellen, die Augen aus, und wär's auch der beſte Jugendfreund; darauf können Sie Gift nehmen!“

„Nun — und warum ſollte ich ihr denn keinen Heiratsantrag ſtellen?“ erwiderte er ganz unbefangen.

„Sie? Ein Offizier — und eine Kammerjungfer?“ lachte ich.

„Aber ich bin ja doch nicht mit eiſernen Ketten an meine Charge gebunden!“ wandte Bruckner ein; „im Gegenteile — die Federfuchſerei in der Kanzlei drüben langweilt mich ohnehin ſchon jetzt aufs gründlichſte und bei der Truppe kann ſich ein mittelloſer Offizier nicht halten — beſonders, wenn er, wie ich, ein bißchen leichtlebig iſt!“

„Eben deshalb müſſen Sie ſich darein finden, von einer Schutzfee unter die Fittiche genommen zu werden!“ erwiderte ich. „Aber nun ſagen Sie endlich: Wie ſteht's mit Nummer fünf?“

„Ein reizendes Mädel, ſage ich dir!“ antwortete Bruckner und warf ein Kußhändchen in die Luft. „Dunkelblond, ſchlank, vornehm, roſenbackig, mit ein paar Glühwürmchen ſtatt der Augen im Kopfe — kurz, ein herziger Käfer!“

„Herr Leutnant, Herr Leutnant!“ drohte ich. „Nach Ihrer Begeisterung zu urteilen, ist das gewiß wieder ein Kammerzöfchen!“

„Natürlich!“ antwortete er treuherzig; „was denn auch sonst? Der Weg ins Feenreich führt für uns arme Sterbliche allemal über die Hintertreppe, und diese ist stets von einem dienstbaren Geiste besetzt, der vor der Schwelle der mächtigen Gebieterin Wache hält, damit kein Unberufener sie überschreite Soviel habe ich bereits glücklich herausgebracht.“

„Und dabei sind Sie jedesmal vor der Schwelle kleben geblieben und haben sich mit dem dienstbaren Geiste begnügt, statt kühn und gewandt im Heiligtum selbst sich festzusetzen!“ entgegnete ich. „Bitte, sprechen wir von der Fee, nicht vom dienstbaren Geiste.“

„Also Nummer sechs!“ versetzte der Unverbesserliche. „Nun, offen gestanden, ich kenne bis jetzt von meiner neuen Schutzfee nur den Namen, und den — habe ich wieder vergessen.“

„Leichtsinniger Mensch!“ tadelte ich. „Den Namen einer Gönnerin zu vergessen — es ist unerhört!“

„Nun, nun, die Sache ist ja nicht so schlimm, da ich mir dafür den Namen des Kammerkätzchens desto besser gemerkt habe. Sie heißt Jetti und wohnt auf Eurem Hofe.“

„Also die Kosinsky!“ platzte ich heraus. „Da hätten wir ja den ganzen Palastdamen-Zwinger beisammen. Ich muß zugeben — Sie haben Chance, Herr Leutnant! Aber wie sind Sie denn eigentlich an die Kosinsky geraten?“

„Weiß ich's?“ entgegnete Bruckner. „Die Wege der Feen sind unerforschlich. Ich glaube, mein großartiger Aufzug mit dem Vierergespann der Villemont hat ihr imponiert, denn sobald sie bemerkte, daß ich das Zeugel dem Kutscher überließ, um mich auf die Kanzlei zu begeben, entsandte sie eiligst ihre Jetti, um den Kutscher am Torbogen abzupassen und ihn nach meinem Namen und nach meiner Wohnung zu fragen. Zufällig wußte der Mensch, daß ich auf der Militärkanzlei arbeite, und eine halbe Stunde später erschien bereits der Kanzleidiener mit geheimnisvoller Miene an meinem Pulte und flüsterte mir zu, daß eine junge Dame draußen sei, die mich zu sprechen wünsche. Ich dachte an Juli und eilte hinaus. Es war aber Jetti, die mir eine schöne Empfehlung von der Baronin vermeldete, nebst der Anfrage, ob ich nicht vielleicht die Liebenswürdigkeit haben wollte, in den nächsten Tagen bei ihr vorbeizukommen, um ihr einen Rat zu erteilen. Die Gnädige habe mit Bewunderung meine Meisterschaft im Fahren und Reiten wahrgenommen, und da sie ihren Marstall ebenfalls er-

neuern wolle, so wäre es von außerordentlichem Werte für sie, wenn ich ihr dabei mit Rat und Tat an die Hand gehen würde. Natürlich bemerkte ich sogleich, wo das hinauswollte und dachte bei mir: Ansehen kannst du dir ja die Baronin, das kostet nichts, und man kann nicht wissen, wozu es gut ist. Ich gab daher der hübschen Jetti den Bescheid, daß es mir zur größten Ehre gereichen werde, der Frau Baronin meine schwachen Dienste zur Verfügung zu stellen; für heute sei ich leider schon vergeben, aber morgen nach Schluß der Geschäftszeit würde ich mir die Freiheit nehmen, ihr meine untertänigste Aufwartung zu machen. Jetti bemerkte hierauf, ihre Gnädige habe morgen Cour und werde wohl erst gegen sechs Uhr nach Hause kommen. Umso besser, sagte ich, dann werde ich bis dahin dem reizenden Kammerkätzchen Gesellschaft leisten. Na — mach' nur nicht gleich wieder so ein böses Gesichtchen, Ehrengroßtante! Es ist doch gewiß sehr vernünftig, sich über die Neigungen und Gewohnheiten einer vornehmen Dame, in deren Schutz man sich begeben will, vorerst genau zu unterrichten; und wer könnte dabei besser Auskunft geben als diejenige, welche den ganzen Tag um sie ist und alle ihre Eigentümlichkeiten genau kennt?"

„Ach, tun Sie doch nicht gar so wohlbedächtig, Herr Leutnant!" schmollte ich. „Gestehen Sie's

lieber offen heraus: Sie haben ſich in den Zieraffen vergafft und werden ſich darüber wieder die Baronin entgehen laſſen. Nun, daß Sie's nur wiſſen: Wenn Sie mit der Jetti anbandeln, dann iſt's mit unſerer Freundſchaft aus, und die Juli wird Ihnen juſt auch kein Buſſerl dafür geben. So! geſagt hab' ich's Ihnen und der Kaffee iſt auch fertig — empfehle mich!"

„Aber Mariechen!" beſchwichtigte der Leutnant, als er ſah, daß ich ernſtlich böſe war und Miene zum Fortgehen machte. „Wer wird denn gleich ſo aufbrauſen? Ich ſchwöre dir bei meinen ſämtlichen Schutzfeen und allen ſonſtigen Heiligen in der Hölle und auf Erden, daß die Jetti nicht einen einzigen Kuß mehr von mir bekommt, ſobald du es befiehlſt!"

„Ei, ſieh doch — geküßt hat man ſich auch ſchon?" rief ich voll ſittlicher Entrüſtung aus.

„Ach Gott," beſchönigte er, „es war wirklich nicht der Rede wert! Ich bitte dich, auf dem Korridor vor der Kanzlei — da küßt ſich weiter was!"

„Iſt ſo etwas erhört! Dieſe Perſon läßt ſich ohne weiteres auf offenem Gange abküſſen und hat doch einen Bräutigam!"

„Was? Einen Bräutigam hat ſie?" fragte Bruckner erſtaunt.

„Die Schlange!" knirſchte ich. „Aber warte, das ſoll dir heimgezahlt werden!" Und an Bruckner

gewendet, fragte ich gleichgültig: „Darnach wird also das Stelldichein schon heute stattfinden?“

„Allerdings!“ bestätigte der Leutnant. „Aber wie gesagt, ich schwöre . . .“

„Schwören Sie lieber nicht!“ lehnte ich kühl bis ans Herz hinan ab. „Ich will Ihrem Glücke durchaus nicht im Lichte stehen, und wenn Sie meinen, daß der Weg zum Herzen der Kosinsky über die Leiche von Jettis bräutlicher Unschuld führt — haha! — na — dann mag sie fallen . . . stark weh wird sie sich ja doch nicht dabei tun!“

Ich ging. Beim nächsten Postamt kaufte ich mir eine Karte und schrieb folgende Worte an den Postmenschen der Kosinsky-Jetti:

„Machen Sie es unter allen Umständen möglich, heute um fünf Uhr nachmittags bei Jetti zu sein. Äußerst wichtige Nachrichten erwarten Sie dort. Stark klingeln!

Im Auftrage: Die Großtante.“

Das war meine Rache. Über Erfolg oder Mißerfolg hatten einzig und allein Jetti und der Leutnant zu entscheiden.

Die mit Spannung erwartete Stunde der Entscheidung rückte heran. Ich zog die Gardinen an meinem Fenster dicht zusammen und ließ bloß einen ganz schmalen Spalt offen, um ungesehen beobachten

zu können. Der Aufgang zur Kosinsky befand sich in der unserer Fensterfront schräg gegenüberliegenden Ecke des Hofes. Dort mußte sowohl der Leutnant als auch der Postmensch vorbei. Ich hatte vollauf Zeit, den beiden aufzupassen, denn meine Gräfin war ebenfalls bei der Cour. Bruckner kam gegen vier Uhr. Jetti hatte ihn erwartet und schloß jetzt eiligst ihr Fenster. Die kleinen Mullvorhänge an ihm waren straff gespannt, der Einblick in das Zimmer daher verwehrt. Zudem verbreiteten die Fensterchen, auf denen sich die Sonne spiegelte, einen unerträglichen Glanz. Das war recht ärgerlich, aber das Ergebnis meiner Beobachtungen wurde nur wenig dadurch geschmälert. Jetti konnte den Leutnant nicht, wie sie offenbar beabsichtigt hatte, in ihr Zimmer führen, weil die Dienerschaft ihn in die Wohnung hatte eintreten sehen. Sie ließ ihn daher in ein kleines Empfangszimmer, das an jenes anstieß, eintreten. Dort stand das Fenster weit offen, und obwohl die beiden sich beharrlich im Hintergrunde des Gemachs hielten, konnte ich sie, dank dem hellen Sonnenschein dennoch beobachten. Ich sah genug, um mich davon zu überzeugen, daß der leichtsinnige Bruckner das gerade Gegenteil von dem tat, wozu er sich so bereitwillig durch einen Schwur hatte verpflichten wollen. Ich sah, wie er Jetti herzte und küßte, und sah, wie diese ihm nur einen

äußerſt geringen Widerſtand entgegenſetzte. Das letzte, was ich ſah, war, daß Jetti ſich von dem Leutnant loswand und in ihr Zimmer ſchlüpfte und daß Brückner ihr dahin nacheilte. Es verging eine ziemliche Weile, ehe Bruckner wieder in dem Empfangszimmer erſchien, in dem er ſich's jetzt bequem machte. Er trat an das Fenſter, blickte längere Zeit nach unſerer Ecke herüber, und ſeine Augen ſuchten ſowohl mich als auch Juli; jedoch vergeblich. Dann ließ er ſich auf dem Sofa nieder, fing an, in einem Buche zu blättern, erhob ſich nach kurzer Zeit wieder, ging in dem kleinen Raume ungeduldig auf und nieder und ſetzte ſich dann wieder hin. Er langweilte ſich. Jetti blieb unſichtbar. Nach einigen Minuten erhob ſich Bruckner aufs neue, fing an, die Gemälde an den Wänden zu muſtern, kam wieder für einige Augenblicke ans Fenſter, kehrte zum Sofa zurück und nahm das Buch wieder vor. Endlich aber ſchien das Maß ſeiner Geduld erſchöpft zu ſein. Er ſprang plötzlich empor, ging gerade auf Jettis Türe zu und verſchwand.

Es war bereits fünf Uhr vorüber und ich fürchtete ſchon, daß meine Poſtkarte umſonſt geſchrieben worden ſei. Aber nein! Wenige Minuten, nachdem Bruckner ſeinen zärtlichen Beſuch bei Jetti erneuert hatte, kam unten in atemloſer Haſt, hochrot im Geſicht, der kleine Poſtmenſch an. Gleich

darauf hörte ich oben die Klingel ertönen, laut und eindringlich. Was nun weiter geſchah, konnte ich natürlich nur zum kleinſten Teile beobachten, den Reſt mußte ich erraten, aber ich glaube nicht, daß ich ſchlecht geraten habe. Zuerſt eine unheimliche Pauſe, dann ein Bedienter, der in das kleine Empfangszimmer hereinſtürzte und, gefolgt vom Poſtmenſchen, unmittelbar auf Jettis Zimmer zueilte. Die Unvorſichtige hatte wahrſcheinlich die Dummheit begangen, den äußeren Eingang zu ihrem Zimmer zu verſperren! In dem Augenblicke, in dem der Lakai und ſein Begleiter die Tür erreichten, wurde dieſe von innen aufgeſtoßen, und der Leutnant trat mit allen Anzeichen der peinlichſten Überraſchung heraus. Der Bediente zog ſich lächelnd mit einer tiefen Verbeugung zurück, der Poſtmenſch aber drang in Jettis Zimmer ein und verweilte lange Zeit dort, während Bruckner draußen mit dem Ungeſtüm eines Löwen, dem der Käfig zu enge geworden, auf und nieder rannte. Jedenfalls gab es dort drinnen eine heftige Szene, die für die Geduld des Leutnants viel zu lange dauerte, denn er ſchnaubte vor Wut und fuhr ſchließlich wie der Blitz in das Zofenzimmer und zwiſchen die Brautleute hinein. Die Unterhaltung wurde ſo ſtürmiſch, daß der verworrene Lärm ſogar über den Hof herüber und durch das geſchloſſene Fenſter meines Stübchens

drang und der Bediente, die Köchin und das Küchenmädchen geſchlichen kamen, um für den Fall der Not zur Hand zu ſein. Und als der Lärm eben ſeinen Höhepunkt erreichte, trat plötzlich die Baronin in vollem Staate ein, ſah erſtaunt um ſich, ließ ſich von der heftig geſtikulierenden Dienerſchaft den Fall melden und trat ſodann in Jettis Zimmer. Die Cour war früher zu Ende, als Jetti gerechnet hatte, und die Baronin fiel nun wie eine Bombe mitten zwiſchen die Streitenden hinein und hielt ein furchtbares Gericht unter ihnen. Am ſchlimmſten traf es Bruckner. Schmachvoll, wie ein ertappter Küchenſeladon, ward er gleich aus dem Zofenſtübchen weg an die Luft geſetzt. Die Baronin nahm den Poſtmenſchen ſodann mit ſich ins Empfangszimmer und hatte daſelbſt eine längere Unterhaltung mit ihm, worauf ſie den jungen Mann unter allen Anzeichen des lebhafteſten Bedauerns entließ. Zuletzt wurde Jetti ins Gebet genommen und ſchluchzte der Baronin ein langes und breites vor, ohne jedoch das Herz der Gebieterin erweichen zu können. Sie verlor, wie ich ſogleich vermutete und ſpäter beſtätigt fand, Platz und Bräutigam mit einem Male. Mich reute jetzt meine boshafte Handlungsweiſe, aber es war zu ſpät, ich konnte das Geſchehene nicht mehr ungeſchehen machen. Zudem hatte Jetti ihr Schickſal in reichem Maße ver-

dient, denn sie betrog ihren Bräutigam schon seit langem.

Der arme Bruckner aber dauerte mich aufrichtig. Auch die dritte Schutzfee war ihm von dem heimtückischen Liebesgotte vor der Schwelle weggeschnappt worden und bei seiner Art, die Welt und das Leben zu nehmen, war auch nicht die geringste Hoffnung vorhanden, daß er in Zukunft vernünftiger zu Werke gehen und lernen würde, die Gunst des Glückes besser auszunutzen. Das einzige, was ihn retten konnte, war eine tüchtige Frau und ernste Arbeit. Bruckner war jedenfalls ein weit tüchtigerer Rosselenker als Schlachtendenker. Wenn ihm die Villemont-Juli mit ihrem Gelde ein Geschäft einrichtete, in dem sich die stärkste Seite seines Könnens gehörig verwerten ließ, so konnte er es vielleicht noch zu einem „gemachten Manne“ bringen. Ich beschloß, bei nächster Gelegenheit der Juli einen „Wink“ zu geben.

Diese bedurfte aber meiner Ratschläge nicht. Bruckner hatte sich unmittelbar nach seiner schmählichen Niederlage im Kosinskyschen Hause hingesetzt und mit seiner wunderschönen Handschrift einen förmlichen Heiratsantrag an seine schwarze Jugendfreundin gerichtet, den er ihr schon am nächsten Morgen durch den Kanzleidiener hinüberschickte. Und gleich nach Empfang dieses zierlichen Schrift-

stückes erschien die Juli freudestrahlend am Fenster und teilte mir ihren Entschluß mit, den ehemaligen Spielgenossen zu ihrem Lebensgenossen zu machen und ihm ein elegantes — Fiakergeschäft einzurichten. Und das ist auch geschehen. Der flotte Ulanenoffizier wurde einer der flottesten und gesuchtesten Fuhrherren der Residenz. Er gründete auch einen Tattersall, in dem die eleganteste Welt verkehrte, tat sich auf allen Rennplätzen hervor, wurde von der jeunesse dorée als unentbehrlicher Ratgeber und Vermittler in Pferdegeschäften beigezogen und machte unter der klugen Leitung und Mitwirkung seiner Frau so brillante Geschäfte, daß das „Herrengut", welches in Julis Zukunftstraum damals bloß die Rolle des unerreichbaren Ideals gespielt hatte, nun schon seit einigen Jahren zur lachenden Wirklichkeit geworden ist.

———

Das Bettlaken der Baronin Dürmenyi.

Mein Beruf als Kammerjungfer hat mich in aller Herren Länder geführt. Auch ins schöne Ungarland, wo man ungenierter und freier lebt und liebt denn anderswo, wo aber auch die Tugend gefährdeter ist denn anderswo. Besonders in sogenannten feinen Häusern betrachten die Herren das dienende Personal — von der feinsten Gouvernante bis zur letzten Küchenmagd — als Freiwild. Diesen Halbasiaten ist das Weib ein Bedürfnis, das Weib, das sie in allen Frauen sehen und begehren.

Junge Mädchen, die nach Ungarn dienen gehen, müssen entweder sehr feste Grundsätze mitbringen oder gar keine. Dies gilt ganz besonders für solche Häuser, wie das des Barons Dürmenyi eines war. Meine Gebieterin, die Baronin, war die Tochter eines Generals der Kavallerie, eine brillante Erscheinung, nur nach gewöhnlichen Begriffen etwas gar zu wuchtig in den Formen — eine niederländische Schönheit im Superlativ, die schon fast an

das Rieſenhafte der Meßbuden ſtreifte. Sie war von ungewöhnlicher Körperkraft, und ich war ſelbſt Zeugin, wie ſie mit einem ſtrammen Huſarenoffizier die originelle Wette ausfocht, welcher von den beiden Partnern den andern an den Handgelenken über die Länge des Billards ziehen könne. Die Wettenden ſtellten ſich an den beiden ſchmalen Seiten des Billards auf, legten den Oberkörper mit ausgeſtreckten Armen platt auf dieſes und faßten ſich in dieſer Stellung an den Handgelenken; dann ging der Wettkampf los und meine Herrin trug den Sieg davon und ließ den Beſiegten zum Gaudium der Anweſenden noch eine gute Weile auf dem grünen Plane zappeln, bevor ſie ihn ganz und gar zu ſich herüberholte. Baron Dürmenyi war ſehr ſtolz auf dieſe Leiſtung ſeiner Gattin und tat ſich überhaupt nicht wenig darauf zugute, eine ſolche Titanentochter zum Weibe zu haben und ſie wie ein Lamm am Seidenbändchen zu gängeln; denn ihm gegenüber war die Baronin unterwürfig wie eine Sklavin. Der Baron war ein kurzer, gedrungener Mann mit dem Bruſtkorb eines Herkules und dem Nacken eines Büffels; ein mächtiger, fuchsroter Vollbart umflatterte ſein gerötetes Geſicht, dem die wuchtige Adlernaſe und die ſtarken, buſchigen Augenbrauen einen wütrichhaften, faſt möchte ich ſagen, menſchenfreſſerartigen Ausdruck verliehen. Dürmenyi beſaß

ein bedeutendes Vermögen, verwaltete es jedoch ſo ſchlecht und liebte ſo koſtſpielige Extravaganzen, daß ihm kein Menſch einen Kreuzer Geld geborgt hätte, wenn er ſich je aufs Schuldenmachen hätte verlegen müſſen. Zu meiner Zeit hatte er freilich das Schuldenmachen nicht nötig und konnte ſein Geld nach Belieben zum Fenſter hinauswerfen und ſeinen wunderlichen Liebhabereien Tauſende über Tauſende opfern. Eine der auffälligſten Eigentümlichkeiten des Barons war ſein maßloſer Adelsdünkel. Galt es, ſein Geſchlecht und Wappen zu verherrlichen, ſo war ihm kein Opfer zu groß, und er verfiel dann nicht ſelten in eine ſo lächerliche Prunkſucht, wie man ſie kaum bei dem geſchmackloſeſten Emporkömmling antrifft. In koſtbarer Miniatur-, Porzellan- und Glasmalerei war das Dürmenyiſche Wappen in unſerem Hauſe einige Dutzendmal zu ſehen, jeder Teller, jedes Trinkglas war damit geſchmückt, und ſeiner Frau wollte er es einmal allen Ernſtes an derſelben Stelle ihres üppigen Leibes aufbrennen laſſen, an der ſeine edlen Pferde damit geſchmückt waren. Einen ähnlichen Götzendienſt wie mit ſeinem Wappen trieb er mit ſeinem Namen und der Geſchichte ſeines Hauſes. An allen Wänden hingen kunſtvoll ausgeführte Stammbäume, Ahnenbilder, alte, koſtbar gerahmte Urkunden, die von Verdienſten und Würden ein-

zelner, besonders hervorragender Vorfahren redeten, und die bunten Fenster, deren es im Hause Dürmenyi fast mehr gab als weiße, enthielten durchweg Darstellungen von Heldentaten der Dürmenyi. Und an den Pfeilern zwischen diesen bunten Fenstern hingen die Rüstungen und Waffen der tapferen Vorfahren, Beutestücke und andere kostbare Familienstücke des edlen Geschlechtes.

Der Baron bewohnte den vornehm angelegten Herrenstock seines großen Weinberggutes am Fuße des Blocksberges bei Ofen. Dort hinaus schleppte er jeden halbwegs namhaften Künstler oder Kunsthandwerker, dessen er habhaft werden konnte, und jeder mußte ihm irgendeinen Beitrag zur Verherrlichung seiner Familie, seines Namens und seines Geschlechtes liefern. Der Kostenpunkt kam dabei gar nicht in Betracht; dagegen verlangte Dürmenyi unbedingte Unterwerfung der Kunst, die sein Brot aß, unter seinen Geschmack. Seinen Vater ließ er nach dessen Tode von zwei berühmten Professoren der Universität einbalsamieren. Dies genügte ihm jedoch nicht: man sollte ihm den alten Herrn noch kunstgerecht ausstopfen und, mit dem Magnatenprunkgewande angetan, in sitzender Stellung auf einem natürlich wappenverzierten Thronsessel fixieren. Die sterblichen Reste des fast theatralisch schönen Greises sollten den Prachtsaal seines Hauses schmücken.

Als aber die Herren Professoren mit Entrüstung ablehnten, dem Wunsche des Barons nachzukommen, verweigerte dieser die Bezahlung des Honorars für die Einbalsamierung, und es folgte ein Prozeß, der Herrn von Dürmenyi mehrere tausend Gulden kostete. Seine Gattin ließ der Baron von einem vielversprechendem Künstler stückweise in Gips modellieren, um danach ein möglichst naturgetreues Bild dieses Prachtweibes aus karrarischem Marmor meißeln zu lassen, das auf der nächsten Kunstausstellung glänzen sollte. Seinen neunjährigen Knaben mußte einer der ersten Porträtmaler Ungarns nackt in Lebensgröße, an einen Riesenglobus gelehnt, über den eine auf Leinwand gezogene Generalkarte von Ungarn gebreitet war, in Öl malen. Der Maler sträubte sich dagegen, diese scharfsinnige Verbildlichung des famosen „Globus von Ungarn“ auf die Leinwand zu bringen, weil ihm der in steife Vierecke gebrochene Faltenwurf der Karte unkünstlerisch erschien. Allein der Baron bezahlte für die Ausführung seines Gedankens ein Extrahonorar von dreitausend Gulden, und das künstlerisch Unmögliche wurde unkünstlerisch möglich gemacht.

Die Frau Baronin war nach europäischem Muster unter halbasiatischen Verhältnissen erzogen, das heißt so oberflächlich und planlos wie nur immer möglich. Das Ergebnis dieser Erziehung

war, daß die Baronin Tänze und Märſche klimpern und Paul de Kock im Original leſen konnte. Daß ſie eine vortreffliche Reiterin war, war das Verdienſt ihres Vaters. Von der Hauswirtſchaft verſtand ſie gar nichts, bekümmerte ſich auch nicht im mindeſten um ſie, und da ihr Mann durch ſeine brutale Lüſternheit alle beſſeren Mädchen bald wieder aus dem Hauſe vertrieb, ſtand die Baronin häufig genug hilflos und in größter Verlegenheit ihrem unwiſſenden oder böswilligen Dienſtperſonal gegenüber, was namentlich, wenn ſie Gäſte hatte, oft zu den tollſten Szenen Anlaß gab.

Eines Tages hatte ſich der Baron wieder einmal einige Künſtler und Gelehrte zu Tiſche geladen. Auch ein Zeitungsſchreiber war unter den Gäſten, denn Herr von Dürmenyi wünſchte ſchon längſt, die Kunde von den Kunſtſchätzen und hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten, die ſein Haus barg, mehr unter die Leute zu bringen. Der Bildhauer, der die Baronin modellierte und mit ſeiner intereſſanten Arbeit — wie der Baron während der Tafel ſcherzhaft mitteilte — bereits „beim linken Hinterfuße“ angelangt war, erſchien eine Stunde vor der angeſagten Tafelzeit, um noch vorher in aller Geſchwindigkeit mit ſeinem Modell eine Sitzung vorzunehmen; die übrigen Herren kamen raſch nacheinander zur feſtgeſetzten Zeit angefahren. Aber

von Vorbereitungen zur Tafel war noch keine Rede. Der Tiſch war zwar bereits gedeckt, neben jedem Gedecke prangte eine Speiſekarte mit dem Dürmenyiſchen Wappen in feinſtem Gold- und Farbendrucke, und darauf waren ein Dutzend der koſtbarſten Gerichte und ein halbes Dutzend der auserleſenſten Weine verzeichnet. Aber von all den Leckerbiſſen war auch nicht ein einziger vorhanden, denn die Köchin hatte ſich am Vormittage infolge eines wüſten Auftrittes mit dem Herrn des Hauſes Knall und Fall aus dem Staube gemacht, und die Weine hatte das diebiſche Bedientenvolk im Laufe der Zeit ſo gründlich vorgekoſtet, daß nur noch die leeren Flaſchen übrig geblieben waren. Ich ſollte nun ohne alle Vorbereitung für die entlaufene Köchin einſpringen, allein es fehlte im Hauſe an den unentbehrlichſten Erforderniſſen zur Herſtellung ſelbſt eines gewöhnlichen Mittagsmahles. Was tun? Der Kutſcher mußte anſpannen und mich nach der Stadt bringen, wo ich die nötigen Einkäufe beſorgen ſollte. Bis ich jedoch meine Vorräte zuſammengebracht hatte, war ziemlich viel Zeit verſtrichen. Der Kutſcher hatte indeſſen ſeine Zeit auch möglichſt gut benutzt und ſich toll und voll getrunken; und als wir endlich die Heimfahrt antraten, hieb er ſo wütend auf die Pferde ein und benahm ſich ſo unvernünftig, daß die Tiere endlich ſcheu wurden und durchgingen.

Wir ſelbſt kamen zwar mit heiler Haut davon, aber unſer Gefährt lag im Straßengraben, die Weinflaſchen waren in Scherben gegangen, die Konſerven ausgefloſſen, die Spezereien durchtränkt und mit Straßenkot vermengt, kurz, von meinem ganzen Einkauf blieb nichts übrig als eine rieſige Kalbskeule, die ich, den Kutſcher ſamt den Pferden ihrem Schickſal überlaſſend, im Schweiße meines Angeſichts nach Hauſe brachte. Dieſe Keule wurde nun mit aller Geſchwindigkeit in den Bratofen geſteckt, aus der Kellerei das beſte herangeholt, was die Weinberge des Herrn von Dürmenyi zu liefern vermochten, und ein zweiter Bote nach der Stadt geſchickt, um aus den erſten Hotels das Nötige zu annähernder Ergänzung des Menüs herbeizuſchaffen. Der Baron hatte noch irgendwo eine bereits angebrochene und wohl ſchon ſeit längerer Zeit in Vergeſſenheit geratene Büchſe Sardinen entdeckt und mit dieſer wurde die Tafel inzwiſchen eröffnet. Die Büchſe enthielt freilich mehr Fliegen als Sardinen, aber der Baron bot dieſelbe gleichwohl herum, und ſeine Gäſte kannten ihn gut genug, um zu wiſſen, daß er ſofort grob, wenn nicht gar handgreiflich geworden wäre, falls einer oder der andere es gewagt hätte, das Gericht zurückzuweiſen. Eine Stunde nach den Sardinen erſchien der Kalbsbraten auf der freiherrlichen Tafel, ein Prachtſtück, das in

einer Bauernstube als Hochzeitsschmaus hätte gelten können. Nach einer weiteren Stunde kehrte der Bote aus der Stadt zurück, und nun ächzte die Tafel mit einem Male unter der Last der köstlichsten Gerichte. Allein die Gäste des Herrn Barons hatten inzwischen dem urwüchsigen Kalbsbraten so fleißig zugesprochen und ihn mit solch ansehnlichen Mengen vortrefflichen Ofener Traubenblutes hinabgespült, daß sie für die jetzt plötzlich so überreichlich dargebotenen Tafelgenüsse kein rechtes Verständnis mehr hatten, sondern das wüste Durcheinander von köstlichen Sachen in derselben barbarischen Weise, in der es geboten war, in sich hineinschlangen. Ebenso machten sie es mit den feinen Weinen, die aus der Stadt herbeigeschafft worden waren; der freiherrliche Wirt, selbst bereits des Gottes voll, füllte die Gläser der Gäste ohne Wahl und ohne Unterlaß aus der Flasche, die ihm gerade am nächsten zur Hand war, und die Herren tranken Sekt und Xeres, Bordeaux und Rheinwein in bunter Reihe, zuletzt sogar in bunter Mischung durcheinander, wie es eben kam. In dieser Weise dehnte sich die Tafel bis über die Mitternachtsstunde aus. Die Frau Baronin, als einzige Dame der Tafelrunde, zechte wacker mit und hatte gar nichts dagegen, daß ihr Nachbar zur Linken, der junge Bildhauer, die Zeit und Gelegenheit benutzte, um diese und jene Einzel-

heit ihrer plaſtiſchen Formen durch eingehendere Prüfung noch ganz beſonders ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen.

Je reichlicher der Wein floß und je dichter ſich der Nebel in den Häuptern der Gäſte zuſammenballte, deſto ernſthafter und würdevoller gab ſich der Baron, obwohl er doppelt ſoviel trank wie alle andern. Er unterhielt ſich mit den beiden Gelehrten, die ſeine Tiſchnachbarn waren, aufs angelegentlichſte über geſchichtliche und heraldiſche Fragen, die natürlich ausſchließlich die Dürmenyis und ihr Wappen betrafen, gab dem Zeitungsſchreiber noch dieſe und jene Erläuterung zu den Merkwürdigkeiten und Koſtbarkeiten des Hauſes und beſprach mit den Künſtlern neue Projekte, die er entworfen hatte. Da er aber nur noch lallende Antworten erhielt und bemerkte, daß ſich der Stumpfſinn der Trunkenheit mehr und mehr ſeiner Geſellſchaft zu bemächtigen drohte, beſchloß er, einen Wechſel in der Unterhaltung eintreten zu laſſen, und beorderte die Baronin an das Klavier. Gehorſam, wie immer, verfügte ſich dieſe nach dem Muſikſalon, begleitet von dem Bildhauer, deſſen ſie zum Notenumwenden dringend bedurfte. Die übrige Geſellſchaft blieb einſtweilen noch ſitzen, denn es harrten noch verſchiedene Flaſchen ihrer Entſiegelung und Leerung. Bald ertönten die Klänge des Rákoczy-Marſches

vom Muſikſalon her, dann ein Tſchardas, endlich aber verſtummte die Muſik gänzlich. Die Baronin aber kehrte mit ihrem Notenumwender trotzdem nicht in den Speiſeſaal zurück. Das war dem Baron unheimlich. Er wollte Muſik hören, wenn er auch dabei plauderte. Er hob die Tafel plötzlich auf und begab ſich mit ſeiner Geſellſchaft nach dem Muſikſalon. Dort erhoben ſich die Baronin und der Bildhauer ſoeben von dem zolldicken indiſchen Teppich, der den Fußboden bedeckte; es war ihnen ein Notenblatt heruntergefallen, das ſie trotz aller Bemühungen nicht hatten finden können und das überhaupt unauffindbar blieb. Der Baron übernahm nun das Notenumwenden ſelbſt, vertauſchte jedoch dieſe Beſchäftigung bald mit einer anziehenderen, indem er ſein Lieblingsinſtrument, ein Triangel, herbeiholte und auf ihm das Klavierſpiel ſeiner Gattin begleitete. Dieſes muſikaliſche Vergnügen friſchte ihn völlig auf; er wollte nun auch tanzen. Nicht mit ſeiner Frau; die ſollte nur weiterſpielen. Aber es waren — abgeſehen von der ältlichen Gouvernante der beiden Kinder des Barons — noch zwei andere weibliche Weſen im Hauſe: das Kindermädchen und ich. Jene, eine blutjunge Walachin, wurde ſo, wie ſie war, herbeigeſchleppt; ſie hatte nichts weiter an als ein weit ausgeſchnittenes Hemd und einen buntgewirkten Kittel. Der Baron zerrte

das ſich heftig ſträubende Mädel am nackten Arme in das prunkvolle Gemach herein und warf es dem erſten beſten ſeiner Gäſte als Tänzerin zu. Ihn ſelbſt reizte das ſchlanke, ſchwarzhaarige Ding nicht mehr, denn es war ihm nichts neues mehr. Dagegen hatte er ſeine Gedanken auf mich gerichtet, was ich übrigens ſchon längſt zu befürchten Grund hatte. Er rief nach mir. Ich weilte im Schlafzimmer meiner Herrin, um deren Befehle zu erwarten, und hörte den Ruf recht gut, hütete mich jedoch, mich zu melden, ſondern ſuchte mich vielmehr zu verbergen, in der Hoffnung, der Baron würde aus Rückſicht für ſeine Gäſte nicht allzu lange nach mir ſuchen, ſondern zur Geſellſchaft zurückkehren und ſich mit der Walachin begnügen. Aber ich täuſchte mich. Der Baron durchſtöberte, fortgeſetzt nach mir rufend, das ganze Haus. Inzwiſchen hatte ich mich wieder zur Geſellſchaft verfügt, denn ich hatte mir inzwiſchen überlegt, daß es doch klüger ſei, dem Baron hier zu begegnen, als ſich von ihm in einem Verſtecke ertappen zu laſſen, wo vor ſeiner Gewalttätigkeit weder Schutz noch Entrinnen geweſen wäre.

Ich hatte mich nicht verrechnet. Der Baron betrug ſich zwar wie ein betrunkener Bétyár, aber nachdem er mich ein paarmal im Kreiſe herumgewirbelt hatte, war ſein Übermut gebrochen. Nach

einer kurzen Weile ſchlief er ein. Die Herren hatten ſich inzwiſchen wieder etwas ernüchtert und wollten aufbrechen, da aber Herr von Dürmenyi keinerlei Anſtalten getroffen hatte, ſie nach der Stadt fahren zu laſſen, und nun gar eingeſchlafen war, die Frau Baronin aber ohne Vorwiſſen ihres geſtrengen Herrn Gemahls über Wagen und Pferde nicht zu verfügen wagte, ſo mußte man im Hauſe ſelbſt für Nachtquartier ſorgen. Nun ſtellte ſich aber heraus, daß die Schlüſſel zu den Fremdenzimmern verlegt waren. Der Heraldiker und der Hiſtoriograph wurden in das Zimmerchen geſteckt, in dem ſonſt die entlaufene Köchin und ihre walachiſche Gehilfin untergebracht waren; dem Bildhauer trat ich meine Kammer ab, die in unmittelbarer Nähe des Schlafgemachs der Baronin gelegen war, der Maler und der Zeitungsſchreiber aber mußten ſich bequemen, auf den Ruhebänken im Speiſeſaale zu nächtigen, womit ſie ganz einverſtanden waren, weil es dort noch einige Flaſchen feinen Wein und reichliche Überreſte von den verſpätet eingetroffenen Delikateſſen des Mittagsmahles gab. Ich ſelbſt zog mich mit dem Küchenmädchen in die Wäſchekammer zurück, wo wir uns ein ganz erträgliches Notlager herrichteten, vorläufig aber noch ein bißchen wach blieben, weil wir dem Landfrieden nicht recht trauten und uns aufs Beobachten und Horchen verlegten.

Der Baron blieb ganz allein und aus Leibeskräften ſchnarchend in ſeinem Fauteuil im Muſikſaale zurück. Etwa eine halbe Stunde nachdem die Geſellſchaft ſich aufgelöſt hatte, erwachte er jedoch und wollte, in der Meinung, daß ſeine Gäſte ſich längſt entfernt hätten, nun auch zu Bette gehen. Aber plötzlich kam es ihm in den Sinn, mir vorher noch einen Beſuch abzuſtatten. Leiſe ſchlich er ſich in mein Schlafzimmer und taſtete ſich im Dunkeln zu meinem Bette hin. In der Abſicht, mich durch einen jähen Überfall zu bewältigen, warf er ſich über das Lager und umfaßte in der Tat ein weibliches Weſen, das ſich jedoch blitzſchnell ſeinen Armen entwand und die Flucht ergriff. Der Baron folgte ſofort der Fährte der Flüchtigen und es ſchien ihm, als ſei die Ausreißerin in das Schlafgemach ſeiner Frau geſchlüpft. Der Baron drang daher ebenfalls dort ein; er fand aber nur ſeine Gemahlin darin vor, die erſchreckt von ihrem Lager emporfuhr, als ſie den ſchweren Tritt ihres Mannes vernahm. Dieſer kümmerte ſich aber wenig um die Baronin, ſondern fing an, alle Winkel des Gemaches zu durchſtöbern, hinter die Gardine, in die Schränke und ſogar unter das Bett zu ſpähen, kurz, eine förmliche Hausſuchung vorzunehmen.

„Aber was tun Sie denn, Baron?“ fragte meine Herrin endlich ganz ſchüchtern.

„Wo ist die Peppi?“ war seine Gegenfrage.

„Die schläft wohl längst!“ antwortete die Baronin, erleichtert aufatmend.

„Nein, sie schläft nicht!“ erwiderte der Baron heftig. „Eben habe ich sie aus ihrem Zimmer treten sehen. Sie muß hier sein!“

„Sie irren sich!“ entgegnete die Baronin ganz gelassen. „Hier herein ist niemand gekommen. Übrigens können Sie ja weiter suchen, wenn Sie mir nicht glauben wollen.“

Der Baron wurde wütend. Er stampfte mit den Füßen und schrie wie ein Besessener. Der Rausch kam jetzt erst bei ihm zum Durchbruche. Er machte Licht und kehrte nochmals in mein Zimmer zurück. Das Bett war leer. Der Bildhauer hatte es vorgezogen, das Feld zu räumen, und sich in das Musikzimmer geschlichen, wo er sich auf den Teppich hinstreckte und sich den Anschein gab, als schliefe er fest. Baron Dürmenyi suchte nun alle Zimmer ab und entdeckte zunächst die Gäste im Speisezimmer, dann den bildenden Künstler auf dem indischen Teppich. Die ganze Gesellschaft schlief fest, wie die Murmeltiere im Winter. Zornschnaubend stürzte er in das Gemach seiner Frau.

„Was ist das für eine Lumpenwirtschaft?“ brüllte er. „Meine Gäste liegen ja wie die Vagabunden herum!“

„Weil Sie die Schlüſſel zu den Fremdenzimmern abgezogen haben!“ antwortete die Baronin.

„Weil mir das Dienſtbotenpack die Bettwäſche daraus geſtohlen hat!“ gab der Baron zurück. „Warum haben Sie dem armen Orczy nicht wenigſtens ein Bettlaken über den Teppich breiten laſſen?“

„Weil ich keines hatte. Die Schlüſſel zu den Wäſcheſchränken haben Sie ja auch abgezogen!“ beſchied die Baronin.

„Weil Sie ſie immer ſtecken laſſen!“ ſchrie Dürmenyi. „Ich will mich nicht beſtehlen laſſen, verſtehen Sie, Baronin? Warum haben Sie mich nicht geweckt, Baronin?“

„Weil Sie betrunken waren, Baron!“ lautete die gelaſſene Antwort.

„Kutja teremtete!“ fluchte der Baron. „Geben Sie augenblicklich dem armen Orczy ein Bettlaken!“

„Ich habe keines!“ erwiderte die Baronin.

„Sie haben keines? Hier iſt eines!“ ſchrie der Baron und zog ſeiner Gemahlin mit einem heftigen Rucke das Laken unter dem Leibe weg. Und mit dem warmen Bettuch in den Händen begab er ſich in den Muſikſalon, breitete es neben den ſchlafenden Bildhauer hin und wälzte ihn darauf.

Die Revanche für Krakau.

Die Komteſſe Ludworska war eine Schönheit: die Figur hoch und ſchlank, die Geſichtsfarbe von einer eigentümlich dunkel angehauchten Bläſſe, Haare und Augen von jenem alles Licht verſchluckenden Schwarz, die Züge edel geformt, um den Mund eine faſt herausfordernd wirkende Sinnlichkeit.

Die Komteſſe wurde umſchwärmt — das war das natürlichſte von der Welt. Aber ſie hörte die Schmeicheleien, die man ihr tagtäglich ſagte, nur, wenn ſie ihr in polniſcher oder franzöſiſcher Sprache dargebracht wurden. So hatte ſie einſt, zur Zeit des Krimkrieges, einen öſterreichiſchen Offizier, den Artillerieleutnant von Wilding, in unerhörter Weiſe beleidigt, weil er ſie auf einem glänzenden Ballfeſt in Krakau in deutſcher Sprache zum Tanz aufforderte.

Der junge Kavalier, der damals entrüſtet den Saal verlaſſen hatte, war ſpäter in ruſſiſche Dienſte getreten, hatte im Kaukaſus und in Aſien mit Aus-

zeichnung gekämpft und war im Laufe der Jahre einer der glänzendsten Offiziere Rußlands geworden.

Nicht so glanzvoll gestaltete sich das Schicksal der Prinzessin Ludworska. Ihr Vater geriet immer tiefer in Schulden, bald erlosch der letzte Strahl des aristokratischen Nimbus', der ihrem Hause anhaftete, und trotz des Grafentitels waren die Ludworski fortan nichts anderes als einer der dürrsten Zweige an dem vieläſtigen Baume des polnischen Adels. Ja, sie hätten schmählich zu Grunde gehen müssen, wenn sich nicht zuletzt noch ein Retter gefunden hätte, der nicht so grausam zurückgewiesen wurde, wie in jener Ballnacht der Leutnant von Wilding. Dieser Retter war allerdings weder Pole noch im Zeichen der neunzackigen Krone geboren. Er war in der Krakauer Judenvorstadt Kasimjerz zur Welt gekommen und hörte auf den schlichten Namen Löbel Meyer, aber er sprach doch wenigstens polnisch, wenn auch mit jenem scheußlichen Akzent, der dem Schlachtschitz von echtem Schrot und Korn gewöhnlich statt der Antwort einen Fußtritt entlockt. Kurz, Löbel Meyer war kein Deutscher und das genügte der Gräfin Ludworska, diesen Retter — in Ermangelung eines anderen — in Gnaden aufzunehmen.

Löbel Meyer hatte sich schon von Jugend auf dem Berufe eines „Faktors" gewidmet, der im

ganzen Osten Europas eine hervorragende Rolle spielt. Der Faktor ist eigentlich ein Faktotum; er vermittelt für die Herrschaften, die sich seiner bedienen, alle möglichen und unmöglichen Geschäfte, versorgt sie mit allem Hausbedarf, mit Abnehmern für ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse, mit Geld zur Bezahlung oder Vermehrung ihrer Schulden, mit Heiratskandidaten für ihre Töchter und mit Bräuten für ihre Söhne, mit Knechten und Mägden und Vieh und Saat, kurz, mit allem und jedem, womit anderswo ein guter Hausvater und Wirt sich und die Seinigen selbst zu versorgen pflegt. In Polen, in Rußland und in Rumänien können die Gutsbesitzer ohne einen Faktor gar nicht bestehen, ja, sie dürfen ohne ihn nicht bestehen, denn diesem Faktorengelichter ist es ein leichtes, einem Widerspenstigen allen Verkehr abzuschneiden. Auch in den Städten sind die Faktoren wichtige Leute, denn sie vermitteln Nachfrage und Angebot in allen erdenklichen Zweigen des Verkehrs und leisten als Zuträger, Anreißer, Zwischenhändler und — Kuppler unschätzbare Dienste.

Löbel Meyer hatte seine Laufbahn als städtischer Faktor begonnen. Während der Okkupationszeit im Krimkriege benutzte er seine auf mancherlei Weise gewonnenen Beziehungen, um sich Mehl- und Haferlieferungen für die Truppen zu ergattern, erst nur

in der Eigenschaft eines Zwischenhändlers, bald aber für seine eigene Rechnung. Damit hatte seine Rolle als kleiner Faktor ihr Ende erreicht. Er vertauschte den Kaftan mit einem modischen Anzuge und opferte seine Ringellocken den höheren Anforderungen seiner nunmehrigen Beziehungen. Er beteiligte sich später an der großen Eisenbahnunternehmung des Landes, die damals in Angriff genommen wurde, und war in wenigen Jahren ein reicher Mann. Bald war aus dem Löbel Meyer ein Lothar Meyer geworden, der nicht mehr im Kasimjerz, sondern auf dem Hauptplatze wohnte und ein Landhaus in der „Krakauer Schweiz“ besaß.

Um jene Zeit war Herr Meyer in nähere Beziehungen zu der Familie Ludworski getreten, und zwar zunächst dadurch, daß er das zur gerichtlichen Feilbietung ausgeschriebene Stammgut derselben besichtigte, in der Absicht, es für ein Butterbrot an sich zu bringen. Das Stammgut der Ludworski gefiel ihm nicht besonders, denn es war in einem ganz unglaublich verlotterten Zustande; desto besser gefiel ihm aber die stolze Komtesse. Kurz, Herr Meyer kaufte zwar das Gut nicht, aber er übernahm es, den Herrn Grafen vermittels eines billigen Vergleichs aus den Händen der Manichäer zu befreien, ließ sich dafür das Gut verpfänden und wurde auf diese Art der einzige Gläubiger der Lud-

worski, deren Schicksal völlig in seine Hände gelegt war. Er wurde sehr bald zum Hausfreund der Familie und konnte nunmehr mit seinen weitergreifenden Absichten hervortreten. Die Komtesse war zwar anfangs nicht sehr erfreut über die Aussicht, Frau Meyer zu werden; allein bei reiflicher Überlegung mußte sie sich sagen, daß ihr kaum etwas anderes übrig blieb, als die dargebotene Hand des Emporkömmlings anzunehmen; denn von dem Gute, das sie bewohnten, gehörte kein Stein mehr den Ludworski. Meyer hatte große Pläne; er wollte nach der Residenz ziehen, dort eine Bank gründen und dann mit seinem glücklichen Spekulationstalente Millionen auf Millionen häufen. In der Residenz waren weder Meyers frühere Verhältnisse noch ihre eigenen bekannt; zudem war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Meyer selbst noch die Adelskrone errang und daß sie dann durch ihren Gemahl wieder auf die ihr allein menschenwürdig erscheinende gesellschaftliche Stufe emporgehoben wurde. Die Komtesse Ludworska entschied sich also schließlich dafür, das Wappenschild ihrer Ahnen gegen die Anwartschaft auf ein neues einzutauschen und wurde Frau Meyer. Sie folgte ihrem Gatten nach der Residenz und sah den Reichtum ihres Mannes immer mehr anwachsen und den ehemaligen Straßeneckenfaktor dem ersehnten Ziele immer näher und näher rücken.

Meyer hatte sich ganz auf das Eisenbahnfach geworfen: das war der Zweig der Großspekulation, der damals in Österreich am üppigsten grünte. Er gründete mit Ofenheim die Lemberg-Czernowitzer Bahn, die mit ihrer Fortsetzung bis Jassy einen neuen europäischen Schienenweg von Westen nach Osten eröffnete. Meyer war Ofenheims rechte Hand und erhielt gleichzeitig mit diesem den Ritterschlag. Aber die beiden „Ritter" gerieten mit dem Gerichte in Konflikt und mußten eine Betrugsanklage über sich ergehen lassen. Zwar sprachen die Geschworenen sie frei, aber Ofenheims Ansehen war doch erschüttert, und Meyer, der noch mehr als Ofenheim kompromittiert war, hielt es für geraten, sich nach einem anderen Felde fruchtbringender Tätigkeit umzusehen. Dasselbe war bald gefunden. In Rumänien raffte man sich unter der Führung Bratianus zu neuen Kulturbestrebungen auf, und dazu bedurfte man vielen Geldes und unternehmender Leute wie Meyer. Dieser schnürte also sein Bündel und übersiedelte nach Bukarest, um dort in Erwartung einer besseren Zukunft einstweilen zu verdienen, was eben zu verdienen war.

Es dauerte auch nicht lange und Meyer zählte zu den einflußreichsten Persönlichkeiten Bukarests und genoß als Bankier der Krone großes Ansehen und gewaltigen Einfluß. Er führte ein großes Haus

und prunkte gerne mit seiner hochadligen Frau, die immer noch von verführerischer Schönheit war und die er auch in jeder Beziehung verwöhnte. Nur Geld gab er ihr nicht!

In weiser Erwägung des Umstandes, daß in dem hochgräflichen Hause der Ludworski zu allen Zeiten eine ganz schauderhafte „polnische Wirtschaft“ geherrscht hatte, und ausgehend von dem Gedanken, daß man sich die Gunst einer Frau am sichersten erhält, wenn man sie ihre völlige Abhängigkeit immerzu fühlen läßt, hatte sich Herr Meyer mit seiner Gemahlin von vornherein auf dem Fuße eingerichtet, daß er alle Ausgaben für den Haushalt und für ihre Person selbst bestritt und ihr nur ein bescheidenes Taschengeld gewährte, dessen Fälligkeitstermine er mit unerbittlicher Strenge einhielt, so daß Frau Meyer, die gewöhnlich schon am ersten Tage mit ihren paar Goldstücken fertig war, oftmals bei ihren Zofen ein Anlehen machen mußte, wenn sie ein Trinkgeld oder Almosen spenden wollte.

Dazu kam noch eins. Man hasardierte in vornehmen Häusern Bukarests mit Leidenschaft, auch die Komtesse fand lebhaftes Gefallen an dem Glücksspiel. Doch war ihr das Glück in der Regel nicht günstig und so geschah es, daß ihre wenigen Goldstücke der Bank zum Opfer fielen und sie sodann

Spielschulden machen mußte. Einmal hatte Meyer eine solche für seine Frau bezahlt, zugleich aber auch feierlich erklärt, daß er dies ein zweites Mal nicht wieder tun würde. Die Komtesse ließ sich jedoch durch diese Erklärung nicht abhalten, ihr Glück ein andermal aufs neue zu versuchen. Diesmal verlor sie an einen reichen Bojaren 1500 Lei, und der Hofbankier weigerte sich in der Tat, diese Kleinigkeit zu regeln, ja, er bewilligte nicht einmal einen Taschengeldvorschuß von entsprechender Höhe, sondern überließ es seiner Frau, wie sie sich dieser Ehrenschuld entledigen wollte. Nun, der glückliche Gewinner war kein hartherziger Gläubiger, im Gegenteil, er gab der schönen Frau nicht undeutlich zu verstehen, daß ihm ein trautes Schäferstündchen an ihrer Seite doppelt so viel wert wäre wie jene Kleinigkeit. Das war ein Anerbieten, dem die so knapp gehaltene Frau nicht zu widerstehen vermochte. Von da an kam sie nicht mehr in Geldverlegenheit. Es war bald eine unter den Lebemännern der Bukarester großen Welt wohlbekannte Tatsache, daß die Gemahlin des Hofbankiers ihre Spielschulden mit — Schäferstunden zu bezahlen pflege.

* * *

Im Sommer 1878 sah Bukarest schier zum Überfluß fremde Gäste. Der russisch-türkische Krieg war wieder einmal in der schönsten Entwickelung begriffen und Rumänien wurde in ihn mit hineingezogen.

Bukarest hatte sich zu jener Zeit in ein großes Feldlager verwandelt, in welchem es von durchziehenden russischen und in der Organisation begriffenen rumänischen Truppen wimmelte. Die rumänische Gastfreundschaft offenbarte sich den fremden Offizieren gegenüber in glänzender Weise, und auch der Ritter von Meyer beteiligte sich an diesem edlen Wettstreite. So oft er eines russischen Offiziers habhaft werden konnte, bot er ihm ein gastliches Obdach, einen Löffel Suppe oder doch zum mindesten die Ehre an, der Frau Ritter von Meyer, geborenen Gräfin Ludworska, vorgestellt zu werden. Die geborene „Gräfin Ludworska“ gehörte — nebenbei bemerkt — zur Ausstattung seines Hauses, wie das ritterliche Wappen auf den Livreeknöpfen seiner Dienerschaft, und er vergaß niemals, diesen Zusatz anzubringen, wenn von seiner Frau die Rede war.

Eines Tages empfing er in seinem Kabinett den russischen Obersten von Rohldorp, der ihn wegen einer Geldangelegenheit zu Rate zu ziehen wünschte. Rohldorp hatte vor Plewna einen Streifschuß in die Schulter erhalten, der ihn für einige Zeit

dienstunfähig machte. Er wollte jedoch nicht nach Rußland zurückkehren, sondern seine Wiederherstellung in Bukarest abwarten, um so schnell als möglich wieder zur Truppe zurückkehren zu können. Der Oberst hatte ein reizendes Landhaus in einem der entlegeneren Quartiere der Stadt bezogen. Ein Park ließ nichts von dem wüsten Getöse der Straße in das stille Tuskulanum dringen.

Meyer gab dem Obersten die gewünschte Auskunft, bat ihn, über seine Kasse in unbeschränktester Weise verfügen zu wollen, und ließ sodann der Reihe nach seine gewohnten Anerbietungen vom Stapel. Der Oberst verzichtete lächelnd auf das Obdach, versprach, den Löffel Suppe gelegentlich in Empfang nehmen zu wollen, kam jedoch mit lebhaftestem Interesse dem Antrage des Bankiers entgegen, ihn seiner Frau, geborenen Gräfin Ludworska, vorzustellen.

Rohldorp war entzückt von der Schönheit der Komtesse, deren junonische Gestalt mit dem üppigsten Liebreiz des Weibes die hoheitsvolle Würde einer Fürstin verband. Aber auch er schien einen vortrefflichen Eindruck auf die Dame des Meyerschen Hauses zu machen, und das war nicht zum Verwundern. Der Oberst war hochgewachsen, wie ein Herkules gebaut, die breite Brust strahlte von Orden, das blaue Auge blitzte von Jugendfeuer. Neben

Herrn Meyer ſtand Rohldorp wie ein Heros der Mythe da und der hohe militäriſche Rang, den er bekleidete, ſtand ihm bei ſeinem jugendfriſchen Ausſehen doppelt intereſſant zu Geſichte.

Herr Meyer war ſo liebenswürdig, ſeine ſchöne Frau mit dem Herrn Oberſten allein zu laſſen, da ihn ſeine Geſchäfte wieder in das Kontor zurückriefen. Bevor er ſich empfahl, verſäumte er jedoch nicht, Herrn von Rohldorp den „Löffel Suppe“ noch eindringlichſt ins Gedächtnis zu rufen. Der Oberſt blieb ziemlich lange bei der reizenden Frau, die ihrem blendenden Beſuch gegenüber gänzlich zu vergeſſen ſchien, daß es ihr, der eingefleiſchten Polin, eigentlich geziemt hätte, ſich demſelben als ruſſiſchem Offizier und echtem Germanen doppelt feindſelig gegenüberzuſtellen. Auffallend war es nur, daß Frau Meyer der Einladung, die ihr Mann an den Oberſt gerichtet hatte, gar keine weitere Erwähnung tat, dagegen ſich eifrigſt erkundigte, ob er das glänzende Feſt zu beſuchen gedenke, das Capagorescu den ruſſiſchen Offizieren zu Ehren veranſtalte, ob man ihn in den Salons der Fürſtin Dulcza ſehen werde und ſo weiter. Der Oberſt beſchloß bei ſich, der Urſache dieſes augenfälligen Widerſpruches zwiſchen der aufdringlichen Gaſtfreundſchaft des Herrn Meyer, und der Zurückhaltung, die Frau Meyer gerade in dieſem Punkte, entgegen ihrem ſonſt ſo liebens-

würdigen Benehmen, beobachtete, auf den Grund gehen zu wollen, und empfahl sich mit der Versicherung, daß er es als ein besonderes Glück betrachten würde, wenn es im vergönnt wäre, der schönsten aller Frauen an dem Feste des Herrn Capagorescu oder in den Salons der Fürstin Dulcza seine Huldigungen darbringen zu können. Und siehe da, noch an demselben Tage empfing er Einladungen von beiden.

Der allgemeine Sammelpunkt der Bukarester Gesellschaft ist die „Chaussee", ein sonderbares Zwitterding von Heerweg, städtischer Verkehrslinie und Promenade. Die „Chaussee" schließt sich als eine Art Korso an die glänzendste und belebteste Straße des großstädtisch angelegten Teils von Bukarest, die Podu Mogoschoi an. Dieser Teil der Chaussee ist mit Bäumen bepflanzt, welche die Straße selbst und die neben ihr hinlaufenden Promenadenwege beschatten. Ein großer, runder, mit parkähnlichen Anlagen geschmückter Platz mit einem Springbrunnen in der Mitte unterbricht hier die Straßenflucht. Hier lustwandelt das ganze Jahr hindurch, im Sommer des Abends, im Winter am Nachmittage, die schöne Welt der rumänischen Hauptstadt bei den Klängen der Militärmusik, während unter den Baumgängen der Chaussee die elegantesten der Bojaren dahinsausen, die Löwinnen der

Mode ihre neueſten Pariſer Toiletten ſehen laſſen und die Herren der vornehmen Welt ihre feurigen Renner tummeln. Ein paar hundert Schritte weiter erreicht die Anlage ihr Ende und die „Chauſſee“ wird wieder, was ihr Name ſagt, ein walachiſcher Heerweg, in deſſen ausgefahrenen Geleiſen die Räder der Wagen, die Beine der Pferde und — die Hälſe der Fußgänger der ſtetigen Gefahr, zu brechen, ausgeſetzt ſind.

Am Abend des Tages, an dem der Oberſt von Rohldorp einen ſo überaus freundlichen Empfang im Hauſe Meyer gefunden hatte, ließ er ſich ſeinen Rappen ſatteln und unternahm einen Ritt nach der Chauſſee. Dort angelangt, übergab er das Pferd ſeinem Reitknechte und mengte ſich unter die Spaziergänger. Bald hatte er einen rumäniſchen Kameraden ſeines Ranges gefunden, an den er ſich anſchloß und der ihn als gefälliger Cicerone in die Verhältniſſe der Bukareſter Geſellſchaft einweihte. Man muſterte der Reihe nach die vorüberfahrenden Equipagen und ihre Inſaſſen und unterhielt ſich über auffallendere Perſönlichkeiten. Plötzlich kam eine mit einem prächtigen Fuchſen-Viererzug beſpannte offene Kutſche angefahren, und die Dame, die in ihr ſaß, neigte ſich, als ſie des Oberſten gewahr wurde, faſt auffallend aus dem Wagen, um den Gruß des glänzenden Offiziers entgegenzunehmen.

„Wie — Sie kennen Frau von Meyer bereits?“ fragte der Rumäne den ruſſiſchen Kameraden erſtaunt.

„Ich hatte mit ihrem Manne in Geſchäften zu tun!“ antwortete Rohldorp.

„Und da hat er ſich natürlich die Gelegenheit nicht entgehen laſſen, Sie ſeiner Frau, der geborenen Gräfin Ludworska, vorzuſtellen.“

„Das ſcheint eine Eigentümlichkeit des guten Mannes zu ſein.“

„So iſt es. Er prahlt mit ſeiner Frau, wie unſereins mit einem ſchönen Pferde prahlt.“

„Frau von Meyer darf ſich in der Tat ſehen laſſen. Schade, daß ſie die Zutunlichkeit ihres Gemahls nicht zu teilen ſcheint.“

„Die? — Ich bitte Sie, Kamerad . . . man hat Ihnen doch keinen Bären aufgebunden?!“

Rohldorp teilte dem rumäniſchen Offizier die Wahrnehmung mit, die er dieſen Morgen gemacht hatte.

„Ah — nun begreife ich!“ erwiderte dieſer lachend. „Die ſchöne Frau trifft mit Ihnen lieber bei Capagorescu oder bei der Fürſtin Dulcza zuſammen, weil dort hoch geſpielt wird, während dieſes Vergnügen in den Salons des Herrn von Meyer verſagt iſt.“ Und er erzählte dem Oberſt, was die böſe Fama von Frau Meyer erzählte.

Ein eigentümliches Lächeln ſpielte um den Mund des Ruſſen, als er in dieſes pikante, offene Geheimnis der Bukareſter Chronique scandaleuse eingeweiht wurde.

„Nun, es wäre gar nicht ſo unintereſſant, mit der reizenden Frau einmal einen Zweikampf um Gold oder Liebe auszufechten!“ meinte er ſchmunzelnd.

„Sie brauchen bloß zuzugreifen!“ erwiderte der Rumäne. „Offenbar intereſſiert ſich die geborene Ludworska lebhaft für Sie — das beweiſt die Art und Weiſe, wie Sie vorhin von ihr zum Gruße herausgefordert wurden. Ich denke, Ihnen gegenber wird ſie ein wenig Unglück im Spiele gerne verſchmerzen.“

„Dieſer Meyer muß aber doch ein niederträchtiger Knauſer ſein!“ bemerkte Rohldorp ablenkend.

„Was wollen Sie, Kamerad! Seine ſchöne Frau würde ihn zum Bettler machen, wenn er ihr freie Hand ließe. Sie verſpielt lächelnd ein Vermögen in einer Nacht, wenn man es ihr auf ihre Reize kreditiert und eine Umarmung an Zahlungsſtatt annimmt.“

Rohldorp verabſchiedete ſich von dem Rumänen und beſtieg ſein Pferd, um noch einmal die Thauſſee auf und ab zu reiten und nach der Equipage mit dem Fuchſen-Viererzuge auszuſpähen. Bald hatte

er ihn entdeckt, und mit einem ritterlichen Gruße der schönen Dame sich nähernd, teilte er ihr mit, daß er bei Capagorescu erscheinen werde. Sie lächelte ihm huldvoll zu, und der Wagen rollte weiter, während der Oberst nach seinem Landhause zurückkehrte.

Drei Tage später hatte Rohldorp bei Capagorescu viertausend Lei von der schönen Bankiersfrau gewonnen und statt blankem Golde einen Bon empfangen mit den Worten:

„Morgen abends neun Uhr bei Erdmann an der Leipziger Straße.“

Um die angegebene Stunde traf der Oberst bei dem genannten Juwelier, bei dem er ein kostbares Armband gekauft hatte, Frau Meyer wirklich an. Er verließ mit einem verstohlenen Gruße, der mit einem flüchtigen Kopfnicken erwidert wurde, den Laden und stieg in das gemietete Kupee, das ihn draußen erwartete. Nach wenigen Minuten trat auch Frau Meyer aus dem Laden, warf einen flüchtigen Blick nach rechts und links und schwang sich dann rasch in das Kupee, aus dem sich ihr ein paar starke Arme entgegenstreckten, und das nun mit Windeseile nach der Gegend entschwand, in der das Landhaus des Obersten gelegen war.

* * *

Nichts schläfert so sicher ein, wie die satte Ruhe nach heißem Liebesgenusse, besonders wenn man dazwischen einige Gläser feurigen Griechenweines geschlürft und danach eine mit einigen duftigen Opiumkörnern gewürzte Zigarette geraucht hat. Das mußte auch Frau Meyer erfahren, die, mit dem prächtigen Armbande geschmückt, das Rohldorp ihr verehrt hatte, in den Armen des schönen Obersten entschlummert war. Vorsichtig entledigte sich Rohldorp der süßen Bürde, ließ sie sanft auf die schwellenden Kissen der Ottomane niedergleiten, gab seinen Dienern einige gemessene Aufträge und entfernte sich sodann in aller Stille. Es vergingen einige Stunden, bevor die Schöne wieder erwachte. Sie blickte erstaunt auf die fremde Umgebung, dann sprang sie plötzlich, von einem jähen Schrecken erfaßt, empor und suchte mit ihren angsterfüllten schwarzen Augen den Obersten. Er war nicht da. Sie eilte nach der Türe. Verschlossen! Sie ruft, sie klingelt; da erscheint ein Diener des Obersten, ein Kerl mit einem richtigen Kosakengesicht nnd grinst die schöne Frau stumm und dumm an. Sie fragt den Burschen, wo sein Herr, der Oberst, sei. Dieser schüttelt statt aller Antwort den Kopf, zum Zeichen, daß er kein Polnisch verstehe. Die Komtesse wiederholt ihre Frage in rumänischer, in deutscher, sogar in französischer Sprache. Vergebens. Der Kerl hätte

ihr wahrſcheinlich auch dann nur mit ſeinem verzweifelten Kopfſchütteln geantwortet, wenn ſie ihn auf gut ruſſiſch gefragt hätte. „Ich muß fort!“ ruft die Komteſſe aus und nähert ſich der Türe; der Koſak macht ihr ehrerbietig Platz. Aber da bemerkt ſie mit wachſendem Schrecken, daß ihre Toilette in einem ſo außerordentlich mangelhaften Zuſtande iſt, daß ſie in ihr kaum durchs Zimmer, geſchweige denn über die Straße gehen kann. Sie ſchlägt die vollen Arme über den ſchlecht verhüllten Buſen und verkriecht ſich unter die türkiſche Decke, die über die Ottomane gebreitet iſt. Ihre Augen ſuchen nach den Kleidungsſtücken, die ihr fehlen. Aber da iſt auch reineweg nichts zu ſehen, kein Hut, kein Überwurf, keine Robe — nicht einmal der Unterrock, und der grinſende Kerl hat auf all ihr Fragen und Deuten immer nur dieſelbe Antwort, ſein fürchterliches Kopfſchütteln. Frau Meyer merkt, daß ſie eine Gefangene iſt; ſie jammert, ſie tobt, ſie ruft durchs Fenſter hinaus um Hilfe, aber niemand kann ſie hören, und der Oberſt, der Barbar, will immer und immer noch nicht zurückkommen! — —

Nein, er kehrte in der Tat nicht zurück, ſondern quartierte ſich in der Stadt drinnen im erſten beſten Hotel ein, um daſelbſt ruhig die Nacht zu verſchlafen, während ſein Opfer ſie in ohnmächtigen

Wutausbrüchen gegen den ſtummen Diener ihres Kerkermeiſters und in den qualvollſten Gedanken über die Bedeutung und die Folgen dieſes unerklärlichen Ereigniſſes zubrachte. Am nächſten Abend erſchien der Oberſt wieder auf dem Korſo. Die vornehme Welt, die dort verkehrt, kennt ſich gegenſeitig, etwa ſo, wie die ſtändigen Beſucher eines Kurortes ſich gegenſeitig kennen, und ſie iſt auch ebenſo — klatſchſüchtig, wie dieſe es ſind. Die Abweſenheit der ſchönen Bankiersfrau und ihres brillanten Viererzuges wird bemerkt; einige aber wiſſen ſchon mehr, ſie haben erfahren, daß Herr Meyer mehrere ſeiner Bekannten im Laufe des Tages befragt habe, ob ſie denn nicht wüßten, wo ſeine Frau hingekommen wäre, andere machen ſich ihre eigenen Gedanken über den Fall und tragen dieſelben als „Gerüchte“ weiter. Man weiß ſogar, daß Frau Meyer bei Capagorescu hoch geſpielt und verloren hat: aber der glückliche Gewinner, der Oberſt, iſt ja ſelbſt auf der Promenade anweſend, ſeine Perſon kann alſo doch wohl nicht mit dem Verſchwinden der jungen Frau in Zuſammenhang ſtehen. Herr von Rohldorp ſtellte ſich in der Tat ſo völlig harmlos und unſchuldig an, als ob ihn die ganze Sache nicht im mindeſten anginge.

Auch der zweite Tag vergeht, ohne daß ſich eine Spur von Frau Meyer gefunden hätte, und

auf dem Korso dreht sich das allgemeine Gespräch ausschließlich um die Verschwundene.

Am dritten Tag erscheint der Oberst bei Herrn Meyer, um den ihm so freundlich angebotenen „Löffel Suppe“ bei ihm einzunehmen. Herr Meyer ist trostlos; seine Frau ist verschwunden, ohne daß er eine Ahnung hatte, wo sie hingeraten sein könnte. Der Oberst ist außer sich vor Bestürzung und trostlos darüber, daß er Herrn Meyer nicht zu helfen weiß. Ja, wenn er in Rußland wäre, dann wollte er die Spur der Verlorenen schnell auffinden. Mit einer Sotnie findiger Kosaken und etlichen tausend Rubeln würde er sich verpflichten, die Vermißte vom Monde herabzuholen, wenn sie einer dorthin entführt hätte. Sicherlich handle es sich hier um einen Gewaltakt: eine so schöne Frau — die Zigeuner seien ganz niederträchtige Kerle, zu jeder Schandtat fähig ... gewiß habe sich ein heimlicher Anbeter der bezaubernden Polin, wohl wissend, daß ihre Tugend unnahbar sei, einer Bande solcher Bösewichter bedient, um die Begehrte in einen Hinterhalt locken und auf sein Schloß schleppen zu lassen.

Herr Meyer fand diese Vermutung sehr wahrscheinlich. Er drang flehentlich in den Oberst, ihm beizustehen; Kosaken seien ja gerade jetzt auf dem Durchmarsche, und auf fünf- oder sogar zehntausend

Lei käme es ihm ja auch nicht an, wenn er nur seine Frau, die geborene Ludworska, wieder mit heiler Haut und ohne allzu großen Skandal zurückbekäme.

Herr von Rohldorp war ganz gerührt von den inständigen Bitten des Bankiers und erklärte, mit zehntausend Lei den Versuch unternehmen zu wollen. Hocherfreut gab ihm Meyer für den Betrag sofort einen Scheck auf seine eigene Bank und entließ ihn mit tausend Segenswünschen.

Der Oberst aber kehrte in sein Hotel zurück, steckte den Scheck in einen Briefumschlag und legte ein Billet bei, das folgende Zeilen enthielt:

„Verzeihung, schönste Frau, daß das Verhängnis, das schon vor zweiundzwanzig Jahren auf dem Offiziersball zu Krakau trennend zwischen uns getreten ist, auch jetzt wieder mich grausam von Ihrer Seite riß. Immerhin bin ich glücklicher gewesen, als es einst der arme Leutnant Wilding war, der jetzt den Namen Rohldorp führt, und aus Dankbarkeit für das mir zuteil gewordene Glück habe ich mich als Ihr getreuer Bewunderer gedrängt gefühlt, Ihrem allzu genauen Herrn eine kleine Lektion dafür zu erteilen, daß er knauserig genug ist, die kleinen Nebenbedürfnisse seiner reizenden Frau von den

Bewunderern derſelben beſtreiten zu laſſen. Es ſteht Ihnen frei, ihm die Wahrheit zu ſagen und ihm das Papier zurückzuſtellen, falls Sie es nicht vorziehen ſollten, es durch eine verläßliche Mittelsperſon kurzweg an ſeiner Kaſſe präſentieren zu laſſen, und den Poſten, der Ihnen ebenſoviel Glück im Spiele bringen möge, wie ich Ihnen Glück in der Liebe ſchulde, unter der Spitzmarke ‚Revanche für Krakau‘ in Ihren Einnahmen zu buchen.“

Der Oberſt hat nichts weiter darüber vernommen, wie ſich Frau Meyer bei ihrem Manne betreffs ihres rätſelhaften Verſchwindens und ihrer glücklichen Wiederkehr herausgelogen hat; doch haben ihm Kameraden ſpäter erzählt, daß die ſchöne Bankiersfrau noch oft mit ruſſiſchen Offizieren, die durch Bukareſt gekommen waren, ein kühnes Spielchen gemacht, ihre Spielſchulden aber ſtets bar bezahlt habe. Übrigens zogen die Meyers bald darnach nach Wien zurück. Ein teueres Andenken an Bukareſt hat jedoch Herr Meyer mit an die blaue Donau gebracht. Seine liebe Frau, geborene Gräfin Ludworska, hatte ihn nach fünfzehnjähriger kinderloſer Ehe mit einer Spätfrucht herrlicher Art beſchenkt. Meyers haben jetzt ein zehnjähriges Töchterlein — ein wahres Wunder, denn das Kind

der ſchwarzhaarigen Polin und des dunklen Semiten hat das ſchönſte germaniſche Goldhaar, und wenn dasſelbe im Sonnenlichte flattert, glänzt es gerade ſo hell, wie weiland der Schnurrbart des Herrn Oberſten von Rohldorp.

Kathis Prinz.

Als ich noch jung war, erschien mir als das höchste Erdenglück — eine Liebschaft mit einem Prinzen. Die Geschichten in den Märchenbüchern, in denen die Königssöhne den armen Dirnen nachlaufen, um sie schließlich auf ihre goldenen Schlösser heimzuführen, waren mir immer die liebsten. Nun, es ist leider keiner gekommen; aber so halb und halb wäre mein Kindertraum doch beinahe wahr geworden. Um fünf Minuten hat's gefehlt, daß ich zwar nicht die Frau, wohl aber die Schwägerin und noch überdies die Mutter eines Prinzen geworden wäre!

Das ist nun freilich schon an die dreißig Jahre her. Wir — das heißt nämlich meine Mutter, meine jüngere Schwester Anna und ich — wohnten damals in einem alten, schmutzigen, finsteren Hause an der Sägmühlengasse, ganz nahe bei dem Theater, an dem die Mutter als Logenschließerin bedienstet war. Ich war zu jener Zeit ein frisches,

festes Mädel von zwanzig Jahren und hatte als Choristin an derselben Bühne, der auch meine Mutter angehörte, volle zwanzig Gulden Monatsgage, von welcher ich mir auch meine ganze Garderobe — mit Ausnahme derjenigen zu Ausstattungsstücken — anschaffen und in Stand halten mußte. Anna, die um drei Jahre jünger war als ich, war ein sehr hübsches und begabtes Kind und beim Ballet der Hofoper bereits in die zweite Quadrille vorgerückt. Ihre Gage war freilich nicht viel größer als die meinige; ein wahrer Bettel. Unsere Mutter, die eine sehr praktische Frau war, sagte darum oft in ihrer derben, geradeherausplatzenden Manier zu uns: „Vergeßt nicht, Mädels, daß das Theater nur ein kleines Stückchen von euch bezahlt; dir, Anna, die Beine und dir, Kathi, die Kehle. Der Rest will aber auch leben, und umsonst ist der Tod, und wer nichts hat, der kann nichts verschenken. Ihr versteht mich schon; merkt's euch und verschenkt nichts von eurem Leibe und laßt euch mit keinem Hungerleider ein, wenn ihr nicht selber verhungern wollt. Geld gibt's genug in der Welt und reiche Leute auch, die es mit beiden Händen wegwerfen, damit es unter die armen Leute kommt; aber was umsonst zu haben ist, das nimmt auch der größte Verschwender umsonst, und was verschenkt wird, ist wertlos in den Augen der Leute. Ein armes Mädel, das sich

verſchenkt, wirft ſich weg; je geiziger eine mit ihrer Gunſt iſt und je höheren Preis ſie dafür fordert, deſto toller laufen ihr die reichen Narren nach.“

Dieſe praktiſche Lebensweisheit unſerer Mutter leuchtete uns beiden wohl ein; aber die Anna hatte mehr das Zeug dazu, derſelben auch wirklich nachzuleben, als ich. Anna wurde mehr wie ein Dämchen gehalten und auch auf ihre Erziehung mehr Sorgfalt verwendet; ſie ſchloß ſich von unſersgleichen mehr ab und hatte eine viel höhere Meinung von ſich ſelbſt, als ich, die daran gewöhnt war, das Küchenmädel im Hauſe zu ſpielen. Auch im Aeußeren waren wir Schweſtern von einander verſchieden; Anna zart, ſchlank, mit ihrem langen, vollen ſeidenweichen Flachshaar wie ein Elfenkind anzuſchauen, ich ein ganz gewöhnliches, handfeſtes Bürgermädel, deſſen einzige Schönheit die Jugendfriſche war.

So kam es denn, daß Anna bald vornehme Bewunderer fand, die ihr hinter den Kuliſſen den Hof machten und auf der Straße nachliefen, während meine Courmacher Theaterarbeiter und Choriſten, Heringsbändiger und Ellenritter waren. Anna erhielt von ihren Verehrern Gold und Geſchmeide, und mancher flüchtig geraubte oder duldend gewährte Kuß wurde ihr mit einer gefüllten Börſe

aufgewogen, ich empfing meine Geschenke aus der Kurzwarenhandlung und ward nicht erst lange um den Preis meiner Küsse gefragt; ihr versprach man Villen und Equipagen, mir — das Heiraten.

Im Orchester unseres Theaters war ein Militärurlauber als Waldhornist angestellt, der ein Auge auf mich geworfen hatte und mit dem ich bald so weit war, daß er mir die Ehe versprach. In drei Jahren ging seine Dienstzeit zu Ende; dann war er frei, und da ihm als tüchtigem Musiker sein Erwerb sicher war, so konnte er dann auch ohne weiteres ans Heiraten denken. Ich war dem Heinrich von Herzen gut und durfte ihm auch vertrauen, denn er war eine treue, ehrliche Haut. So entspann sich denn zwischen uns ein inniges Verhältnis, von dem jedoch die Mutter beileibe nichts wissen durfte; denn mein Heinrich war ja — ihrer Ansicht nach — ein „Hungerleider", an den man sich nicht wegwerfen durfte. Indes — Liebe macht erfinderisch; es fand sich da und dort eine Gelegenheit, den Geliebten ins Haus zu schmuggeln und — — na, wenn man jung ist, so ist ein Fehltritt bald geschehen und ists einmal so weit gekommen, so macht man sich auch nicht mehr allzuviel Bedenken wegen des zweiten und dritten. Kurz und gut, ich stand mit meinem Heinrich bald so, daß uns nichts mehr fehlte, um Mann und Weib zu sein, als der nach-

trägliche Kirchensegen, und die Folgen der Abschlagszahlungen, die wir auf das Glück unserer Zukunft nahmen, blieben leider auch nicht aus.

In schweren Sorgen über die Frage, wie das enden würde, schleppte ich mich von einem Tage zum andern hin. Der Mutter hätte ich um keinen Preis der Welt meine Lage gestanden: dagegen vertraute ich meiner Schwester Anna mein Geheimnis an, denn sie war ein kluges Mädchen und wußte überall Rat. Freilich war in diesem Falle wenig zu raten; Anna suchte mich zu trösten, so gut es ging, und meinte, es werde keine Suppe so heiß gegessen, als sie gekocht wird; komme Zeit, so werde auch wohl Rat kommen. So ging etwa eine Woche in Hangen und Bangen dahin, seit mir mein Unglück klar geworden war. Da kam Anna eines Abends ganz aufgeregt aus der Vorstellung nach Hause und wies ein Blumensträußchen vor, und erzählte triumphierend, daß sie dasselbe von einem wirklichen und leibhaftigen Prinzen erhalten habe, der ihr im Zwischenakt hinter den Kulissen ganz erschrecklich den Hof gemacht. Die Mutter schüttelte bedenklich den Kopf, denn das Sträußchen sah gar nicht nach einem prinzlichen Geschenk aus; es bestand aus ganz wohlfeilen Blumen und enthielt nicht das bescheidenste Geschmeide, wie das doch sonst Brauch ist bei derlei galanten Angebinden.

„Wie heißt denn der noble Prinz?“ fragte ſie mit geringſchätzigem Achſelzucken. „Leo von Kohlenburg!“ war die Antwort. „Ach, der!“ hohnlachte die Mutter; „nun, dann weiß ich ſchon, wie viel es geſchlagen hat. Laß mich aus mit deinem Prinzen; da wäre mir wahrhaftig jeder anſtändige Schneidergeſelle lieber!“

Und nun erzählte uns die Mutter ein langes und breites von dieſem Prinzen Kohlenburg, der zu jener Zeit viel von ſich reden machte. Er gehörte einem Seitenzweige eines ausländiſchen Fürſtenhauſes an, war auf eine ziemlich knappe Apanage angewieſen und hatte, um doch wenigſtens eine anſtändige Lebensſtellung zu bekleiden, in unſerer Armee Dienſte genommen. Er ſtand damals als Major bei einem Reiterregiment, das in der Hauptſtadt und ihrer Umgebung im Quartier lag. Die ganze Stadt kannte den langen, hageren Herrn mit dem ſtruppigen, rötlichen Schnurrbart und der anſehnlichen Glatze, denn er ging ſtets zu Fuße, wenn er außer Dienſt war, aus dem einfachen Grunde, weil er keine Equipage beſaß, und war überall zu ſehen, wo die Damen der Halbwelt verkehrten, denn er war trotz ſeiner vierzig Jahre ſehr verliebter Natur und konnte kein Schürzenbändchen ſehen, ohne ſein Herz daran zu hängen. Dabei hatte der Prinz die Grille, daß er um ſeiner ſelbſt, nicht

um ſchnöden Mammons willen geliebt werden wollte. Aus dieſem Grunde hielt er die Freu..-dinnen ſeines Herzens ſo knapp wie nur immer möglich. Die fixe Idee, daß er als Prinz von Geblüt Anſpruch darauf habe, um ſeiner ſelbſt willen geliebt zu werden, ſetzte ſich allmählich in ſeinem Hirn ſo feſt, daß er auf das ſelbſtloſe Ideal ſeiner Träume mit der Sehnſucht und Zuverſicht wartete, mit denen die Juden des Meſſias harren. Eines Abends entdeckte er während einer Aufführung der „Satanella“ Anna in der zweiten Quadrille des Hofopernballets, verliebte ſich ſofort durchs Opernglas ſterblich in das ſeidenhaarige Kind und bot ihm im Zwiſchenakt ſein großes Prinzenherz — ohne Nebengenüſſe an. Und Anna nahm an!

Die Mutter war anfangs außer ſich über dieſe Verirrung ihres ſonſt ſo praktiſchen Lieblingskindes. Sie wußte eine ganze Menge der drolligſten Geſchichten vom Prinzen Leo zu erzählen, doch ließ ſich Anna durch derlei Geſchichten keineswegs abſchrecken, ſie war nicht einmal überraſcht von denſelben; ihre Kolleginnen vom Ballet hatten ſie ja bereits über die Eigentümlichkeiten ihres neueſten Anbeters zur Genüge unterrichtet. „Iſt er zu knauſerig, ſich eine Mätreſſe zu halten — wohlan, ſo mag er ſich eine Frau halten!“ ſagte ſie einfach.

„Du hoffſt doch nicht etwa gar, daß der Prinz

dich heiraten wird?“ fragte die Mutter ganz verblüfft.

„Warum denn nicht? Ich werde ihn schon kirre machen!“ versetzte meine Schwester voll Zuversicht. „Vor allem muß er gehörig warm werden, und das ist bei so einem alten, dürren Zündhölzchen bald geschehen; das geht gleich in Feuer und Flammen auf. Der Anfang ist bereits gemacht.“

„Wie, Kind — du hast dir doch nichts vergeben?“ fuhr die Mutter ganz erschreckt auf.

„Was denkst du von mir, Mama?“ antwortete Anna. „Die Hand habe ich ihm geküßt für das schöne Bukett, und sie dabei sanft, ganz sanft gedrückt.“

Die Mutter mußte hell auflachen über dieses kluge Benehmen meiner Schwester. „Du bist ein Goldkind, mein Schatz!“ rief sie ganz begeistert aus. „Vortrefflich! Meisterhaft! Nichts reizt diese alten, verliebten Gecken so sehr, wie kindliche Unschuld.“

Offenbar hatte Anna den Prinzen durch ihren kindlichen Handkuß vollends bezaubert, denn schon am nächsten Abend fand sich Se. Hoheit nach dem zweiten Akt von „Satanella“, welches Ballet damals als Zugstück ersten Ranges fast täglich gegeben wurde, hinter den Kulissen ein, war außerordentlich zärtlich gegen Anna, küßte sie sogar auf

die Stirn, was sie mit kindlichem Anschmiegen an die lange Figur des Prinzen ruhig geschehen ließ, und bat um die Erlaubnis, Anna besuchen zu dürfen.

Anna hatte in unserer Wohnung an der Sägmühlengasse schon längst ein eigenes Zimmer für sich in Anspruch genommen, das früher von der Mutter an einzelne Herren vermietet worden war. Ihre Mittel erlaubten ihr das. Herrenbesuche waren hier nichts Seltenes, wenngleich die Mutter während der Anwesenheit derselben immer scharf auf der Lauer lag, um die „Reputation" und — das Interesse ihres lieben Kindes zu wahren.

Der Prinz erschien pünktlich zur verabredeten Stunde. Er trug in dem Knopfloch seines schwarzen Rocks, den er immer anzulegen pflegte, wenn er auf galante Abenteuer ausging, eine große Rose. Seine Platte bedeckte ein feierlich hoher Zylinder. In diesem Aufzuge sah er einem täppischen Schulmeister auf Freiersfüßen nicht unähnlich.

Anna öffnete dem Prinzen. Der Abrede gemäß blieben die Mutter und ich unsichtbar; doch hatte erstere sich für alle Fälle in ihre beste Gesellschaftstoilette geworfen. Für den Prinzen existierten wir beide noch gar nicht; es lag in Annas Plan, vor ihm als ein völlig alleinstehendes, hilfloses Mädchen zu gelten.

„Welch ein Glück, unter einem Dache mit Ihnen atmen zu dürfen!“ flüsterte der Prinz bei seinem Eintritt und versuchte, den Arm um Annas Taille zu legen. Diese wich jedoch behende zurück und wies nach der offenstehenden Türe ihres Zimmers.

Kaum hatte sich diese Türe hinter den beiden geschlossen, als auch die Mutter bereits aus ihrer Stube geschlichen kam und sich auf die Lauer legte. Auch ich konnte mir das Horchen nicht versagen. Der Prinz betrug sich wie jemand, der von jeher gewohnt ist, nur solche Damenbesuche zu machen und zu empfangen, deren Zweck von vornherein durch stillschweigendes Einverständnis festgestellt und über jeden Zweifel erhaben ist. Er eröffnete das verliebte Geplänkel mit den unzweideutigsten Zärtlichkeiten, stellte sich gleich auf den vertraulichen Duzfuß mit Anna und wurde stürmisch, ehe er eigentlich noch recht warm geworden war.

Anna ließ ihn gewähren. Sie kam dem Prinzen mit unschuldsvoller Zutraulichkeit entgegen und nahm seine Zärtlichkeit mit ehrfürchtiger Arglosigkeit auf. Dieser fühlte sich dadurch nur noch mehr ermutigt, diese leichte Eroberung mit möglichst geringem Zeitverlust zu Ende zu führen. Aber nun stieß er doch auf Widerstand.

„Warum widerstrebst du mir, Holde?“ er-

widerte der Prinz aufgeregt. „Liebst du mich denn nicht?“

„O, mein Prinz — dürfen Sie mich das fragen?“ antwortete Anna im schmelzenden Tone der Hingebung. „Wären Sie denn hier in diesem Zimmer, wenn ich Sie nicht liebte?“

„Engel — süßester Engel!“ stöhnte der Prinz in höchster Verzückung auf, — „welchen Himmel voll Glück bereitest du mir! Aber wenn du mich liebst, so gewähre mir auch die Wonne, die deine Liebe in sich schließt!“

„O Gott, mein Prinz, was verlangen Sie von mir?“ stammelte Anna in holder Verwirrung.

„Nichts, das köstlicher wäre als dein Herz, das du mir ohnehin schon gabst!“ antwortete der Prinz.

„Aber man verschenkt sein Herz nicht ohne ein Gegengeschenk!“ erwiderte meine Schwester schelmisch.

Der Prinz war wie mit kaltem Wasser übergossen. „Wie, Anna,“ entgegnete er würdevoll, fast streng, „ist mein Herz kein hinreichendes Gegengeschenk?“

„Ihr Herz, Prinz Leo?“ jubelte Anna auf. „Also Sie lieben mich wieder?“

„Ob ich dich liebe? Frage die Sterne!“ deklamierte der Prinz mit einem Pathos, von dessen

lächerlicher Wirkung er wohl keine Ahnung hatte. „O, könnte ich es aussprechen, wie sehr, wie unendlich ich dich liebe! In meine Arme, holdester Engel, dein Prinz liegt dir zu Füßen!“

Wir vernahmen ein Geräusch wie von einem Fußfall. Anna näherte sich dem Prinzen und zog ihn, mit den Armen ihn umschlingend, an ihre Brust. „O, mein teurer Prinz, welch eine Ehre, — welch ein Glück!“ flüsterte sie. Sie wechselten flammende Küsse . . .

„Aber was soll daraus werden, mein Leo?“ ließ sich die Stimme Annas wieder vernehmen. „Ich bin ein armes Bürgermädchen und habe nichts als meine Ehre. Und Sie, mein Prinz . . . du, mein Leo — — welch eine schreckliche Kluft liegt zwischen uns!“

„Süßes Närrchen,“ beschwichtigte der Prinz, „wie magst du nur daran denken — in diesem wonnigen Augenblicke, wo nichts zwischen uns ist, das uns trennen könnte, wo Herz am Herzen schlägt und Mund am Munde hängt? Wer frägt nach dem, was wird, wenn das, was ist, die Wonnen des Himmels gewährt!“

„Ach ja — die Wonnen des Himmels!“ hauchte Anna. „Aber wie schnell zerrinnt der Augenblick, und dann — wenn diese Tür sich hinter Ihnen schließt, Leo, wenn Euere Hoheit wieder in

die große Welt hinaustreten in fürstlicher Herrlichkeit — was soll dann aus mir armem Mädchen werden?"

„Sei ruhig, mein Kind!" antwortete der Prinz, „dem schönen Augenblick folgt bald ein anderer, und wenn dein Prinz fern von dir weilt, so denke, daß er mit gleicher Sehnsucht, wie du, des nächsten Schäferstündchens harrt, das er an deinem Herzen verbringen darf."

„Ach, mein teuerer Prinz, das sagen Sie nur, um mich zu trösten. Aber Sie werden Ihr armes Aennchen bald vergessen und vielleicht in den Armen einer andern schwelgen, während der Verlassenen im einsamen Kämmerchen das Herz bricht."

Wahrhaftig, sie schluchzte ganz herzbrechend bei diesen Worten! Der Prinz war höchlich erschreckt und suchte Anna zu beruhigen.

„Wie schlecht denkst du von mir! Niemals wird Leo sein Aennchen verlassen!"

Anna jubelte von neuem auf. „Also wollten Sie mich wirklich — heiraten, mein geliebter Prinz?" rief sie aus; sich stürmisch an seine Brust werfend.

Das war der zweite kalte Wasserstrahl. — „Heiraten?" wiederholte der Prinz und dehnte dabei das Wort ins Unendliche. „Ich muß gestehen — diese Frage — — überrascht mich ein wenig!"

„Ueberraſcht Sie?“ wiederholte nun Anna ihrerſeits in ganz demſelben Tonfalle, wie vorhin der Prinz. „Ich muß geſtehen, Hoheit, daß Ihre Ueberraſchung mir unbegreiflich iſt. Eben beteuerten Sie mir, daß Sie mich nie verlaſſen wollten und nun ſind Sie überraſcht, daß ich vom Heiraten ſpreche? Darf ich Sie fragen, Hoheit, in welcher Eigenſchaft Sie ewig an meiner Seite zu weilen gedenken, da Sie mich doch nicht verlaſſen wollen? Doch nicht als mein Geliebter, der mir ein Monatsgehalt ausſetzt, eine Wohnung und vielleicht ſogar eine Equipage hält?“

„Nicht doch, nicht doch!“ wehrte der Prinz mit einem Eifer ab, der nicht den geringſten Zweifel an der Aufrichtigkeit ſeiner Meinung aufkommen ließ. „Ich beteure dir, mein Kind, daß ich ſolche Verhältniſſe haſſe und die Dirnen verachte, die ſich mit dergleichen Sündenlohn für ihre Ehre abfinden laſſen. Nein, nein und tauſendmal nein — mein ſüßes Aennchen ſoll niemals meine Mätreſſe werden, ſie ſoll die reine Königin meines Herzens ſein.“

„Ich danke Ihnen aus voller Seele für dieſe Worte!“ erwiderte Anna mit ſtolzer Würde. „Aber welche Gewähr bietet mir mein edler Prinz, daß er mir nach ſeinem Verſprechen ewig treu bleiben, mich zeitlebens nicht verlaſſen wird?“ fragte Anna.

„Mein Wort, mein fürſtliches Ehrenwort!“ antwortete der Prinz.

„Der Himmel hat dein Verſprechen gehört, Leo, mein Geliebter fürs Leben!“ ſagte Anna in feierlichem Tone.

„Auch vor dem Himmel gelob' ich dir ewige Treue, mein ſüßes Schätzchen!“ erwiderte der Prinz. „Aber nun laß es genug ſein der ernſten Worte; uns winket himmliſche Luſt, laß uns —“

„Zur Mutter gehen!“ fiel Anna mit züchtigem Ernſte ihm ins Wort. „Sie ſoll unſeren Bund ſegnen, Leo!“ Dritter Waſſerſtrahl!

„Zur Mutter?“ ſtammelte der Prinz. „Ja, Anna, haſt du denn eine Mutter?“

Anna nickte glücklich lächelnd. „O, wie wird ſie ſich freuen, die Kunde meines Glückes zu vernehmen! Komm, Leo, laß uns zu ihr eilen!“

Aber der Prinz machte gar keine Anſtalten, der Einladung ſeiner „Geliebten fürs Leben“ Folge zu leiſten. „Ich weiß nicht, mein Täubchen,“ ſagte er zögernd, „ob der Augenblick zu einer ſolchen Vorſtellung richtig gewählt iſt.“

„Fürchte nichts, Leo!“ erwiderte Anna im Tone froher Zuverſicht. „Meine gute Mutter will nichts als das Glück ihres Kindes; ſie wird dir vertrauen, weil ich dir vertraue, und dich lieben, weil ich dich liebe!“

Bei dieſen Worten warf ſie ſich dem Prinzen an die Bruſt, und indem ſie ſeinen Hals umſchlang, ſchmiegte ſie ihren ſüßen zarten Leib ſo feſt und innig an ihn, daß ein wollüſtiger Schauer ſeine Glieder durchbebte und ſein Widerſtand gegen die peinliche Vorſtellung gebrochen war.

„So laß uns gehen!“ ſeufzte er, ſich in ſein Schickſal ergebend. Die Mutter aber und ich, wir huſchten gleich aufgeſcheuchten Mäuſen von der Tür weg, und während ich mich an meinen gewohnten Poſten in der Küche begab, machte ſich die Mutter zum Empfange des hohen Gaſtes bereit.

Anna eilte dem Prinzen voraus, um, wie ſie ſagte, die Mutter auf den Beſuch vorzubereiten. In Wirklichkeit aber ſchlüpfte ſie zu mir in die Küche herein und fragte mich haſtig: „Weiß dein Geliebter von — dem Unglück, das dir bevorſteht?“ — Ich verneinte; ich hatte ihn ſeit der Zeit, da ich mir meines Zuſtandes bewußt geworden, noch nicht zu Geſichte bekommen, denn in unſeren Theatern produzierten ſich in jener Zeit japaniſche Gaukler, und ich hatte daher dort nichts zu tun. — „Vortrefflich! Dann ſage ihm ja kein Wort davon, Kathi; dein Glück und das meinige hängt davon ab; hörſt du? Und jetzt koch' uns einen guten Kaffee; der Prinz ſoll unſer Gaſt ſein.“ Mit dieſen Worten huſchte ſie ebenſo eilfertig, wie ſie gekommen war, wieder

zur Türe hinaus und ließ mich in meiner Ueberraschung allein. Drinnen begann nun eine sehr lebhafte Verhandlung; die Mutter überließ die Leitung derselben ganz und gar dem klugen Töchterchen und sagte zu allem, was Anna vorbrachte, Ja und Amen.

Als ich mit dem Kaffee ins Zimmer trat, war die Verhandlung bereits zum Abschlusse gekommen. Ich hatte mir eine reine Schürze vorgebunden und ein weißes Häubchen aufs Haar gesteckt, denn ich wollte als Dienstmädchen gelten, um drinnen nicht die Rolle der Ueberflüssigen zu spielen und zugleich den Glanz des Hauses zu erhöhen. Es sollte so aussehen, als ob es im Haushalt der Geliebten eines Prinzen zum wenigsten doch Bedienung gäbe. Aber zu meiner nicht geringen Verlegenheit stellte mich Anna bei meinem Eintritt in die Stube dem Prinzen sogleich als ihre Schwester vor. „Prinz Leo, mein Geliebter!“ fügte sie im Tone vornehmer Sicherheit bei. Der Prinz verhielt sich dieser neuen Ueberraschung gegenüber recht gefaßt. Er schien mir sogar ziemlich wohlgelaunt, würdigte mich einer sehr eingehenden Besichtigung und faßte mir, als ich mich bescheiden wieder zurückziehen wollte, recht vertraulich unters Kinn, mit der Aufforderung, doch im Kreise der Familie zu bleiben. Während des Kaffees plauderte er ganz angenehm über alles

mögliche, drängte jedoch sichtlich zur raschen Aufhebung der Tafel und erhob sich in dem Augenblick, in welchem ich mich anschickte, das Kaffeebrett zu beladen und abzutragen, um sich zu verabschieden. „Komm, mein Engel!“ sagte er zu Anna im zuversichtlichen Tone eines Mannes, der die Ausübung eines selbstverständlichen Rechtes für sich in Anspruch nimmt, und Anna erhob sich gehorsam und schmiegte sich zärtlich an den Prinzen. Nach einem kurzen Gruße entfernten sich die beiden. Ich sah die Mutter starr vor Staunen an, diese aber zwinkerte siegesfroh mit den Augen, zog ein Papier aus der Tasche und flüsterte mir zu: „Hat ihn schon!“

Unwillkürlich griff ich nach dem Papier und las eine förmliche Erklärung des Prinzen, eigenhändig geschrieben, unterzeichnet und mit einem Abdruck seines fürstlichen Siegelringes versehen, laut welcher Prinz Leo sich auf Ehrenwort verpflichtete, Anna zu seiner Gattin zu erheben, falls das mit derselben eingegangene Verhältnis — von Folgen begleitet sein sollte.

Wie ein Blitz schoß mir die Unterredung durch den Kopf, die ich in der Küche draußen mit Anna gehabt hatte, und der Sinn derselben war mir jetzt mit einem Male klar. Der Prinz war ein verlebter Vierziger, und Anna hätte trotz ihres Scheines ein höchst gewagtes Spiel mit ihrer Mädchen-

ehre getrieben, wenn sich nicht die Gelegenheit dargeboten hätte, mein Unglück zum Ausgangspunkte ihres Glückes zu machen. Ich durchschaute ihren Plan vollkommen, und es war wirklich ein Wunder, daß ich Selbstbeherrschung genug hatte, mit meinem Geheimnis, das nun auch das Geheimnis meiner Schwester war, nicht gleich vor den Ohren der Mutter herauszuplatzen. Doch ich faßte mich und gab das Blatt schweigend meiner Mutter zurück. Diese nahm jedoch mein Schweigen falsch auf. „Na, Kathi," sagte sie spitz, „du freust dich gar nicht? Bist wohl deiner Schwester neidisch um ihr Glück?" — „Wie können Sie das nur denken, Mutter?" erwiderte ich, mühsam die Worte hervorpressend; „im Gegenteil! Wenn Anna wirklich das Glück haben sollte, dem Prinzen einen Erben zu schenken, weiß Gott, ich würde mich darüber so sehr freuen, als wenn es — mein eigener Prinz wäre!"

„Du, Kathi, und ein Prinz!" lachte spöttisch die Mutter.

„Aber Mutter!" warf ich verletzt ein — „Anna hat ja doch auch noch keinen."

„Wird ihn schon kriegen!" fertigte mich die Mutter kurz ab.

Am nächsten Tage hatte Anna mit der Mutter eine lange Unterredung, und danach wurde ich ins

Digitized by Google

Gebet genommen. Na, das gab eine schöne Szene! Anna hatte die Mutter in ihren Plan und natürlich auch in mein Geheimnis eingeweiht; da bekam ich denn zuerst meine gehörige Strafpredigt und mußte mir's gefallen lassen, daß Anna mir als ein Muster der Klugheit vorgehalten wurde. „In den Boden hinein schämen solltest du dich vor dem Kinde, das mehr Verstand im Ellenbogen hat als du in deinem ganzen Kopfe!" schalt die Mutter. „Ohne die Anna hätten wir jetzt die Schande im Hause, du — du Dirne du!" So ging's noch eine gute Weile fort, dann wurde mir die Rolle eingeschärft, die ich zu spielen hatte. Im Hause durfte ich nicht bleiben, wegen der Leute; in der Residenz auch nicht, wegen des Heinrich; deshalb sollte ich mir ein Engagement in der Provinz suchen und erst nach Hause zurückkehren, wenn die Sache so weit war, daß die große Komödie mit dem prinzlichen Erben in Szene gesetzt werden konnte. Mit Hilfe eines Theateragenten war das leicht zu bewerkstelligen, zumal da der Wechsel der Saison nahe bevorstand. Mein Heinrich durfte aber nicht erfahren, nach welchem Orte ich mich wendete; er hätte mir ja sonst nachziehen können, und dann wäre unser Familiengeheimnis ihm sicherlich nicht lange verborgen geblieben. Um das zu verhindern, mußte eine neue Komödie gespielt werden. Hein-

rich wurde ins Haus gelockt, von der Mutter entdeckt und mit einem großen Theatereffekt vor die Türe gesetzt. Erst solle er seinen Militärabschied und ein festes Engagement vorweisen, hieß es, dann dürfe er wiederkommen; wenn er ein ehrlicher Mensch sei und mich wirklich lieb habe, dann werde er sich das Warten wohl nicht verdrießen lassen. Unmittelbar nach diesem Auftritte wurde ich von der Mutter zur Bahn gebracht und reiste nach meinem neuen Bestimmungsorte.

Erst später erfuhr ich, wie Anna es angefangen hatte, dem Prinzen das bedingungslose Heiratsversprechen abzulocken. Anfänglich hatte sie ihre Hingebung an die einzige Bedingung treuer Gegenliebe geknüpft; der Prinz, entzückt von dieser edlen Selbstlosigkeit, sah sich bereits am Ziele seiner Wünsche; ja, er hatte sich sogar schon die Freiheit genommen, sein Liebchen zum ersten Male vor den Augen der Mutter und mit Zustimmung derselben in seine Arme zu schließen, als Anna sich ihm plötzlich wieder entwand und hocherrötend erklärte, daß sie doch noch eine Bedingung zu stellen habe. Der Prinz fürchtete einen neuen Kaltwasserstrahl und machte ein sehr verdutztes Gesicht, denn er meinte, daß der Angriff auf sein Portemonnaie nun schließlich doch an die Reihe kommen werde. Anna beruhigte ihn aber schnell, indem sie sagte: „Für

mich habe ich nichts zu verlangen, denn ich besitze ja das höchste aller Güter — Leos Herz; aber —," da stockte ihre Stimme und in holdseliger Verwirrung verbarg sie ihr Gesichtchen an der Brust des Prinzen. Endlich flüsterte sie ihm zu, indem sie ihre frommen Kinderaugen mit einem unendlich zärtlichen Aufblicke zu ihm emporrichtete: „Wäre es nicht ein Verbrechen, wenn ich über Rechte verfügte, die — nicht die meinigen sind?"

Der Prinz verstand sie nicht. „Was für Rechte wären das, mein Kind?" fragte er. „Du willst doch nicht etwa sagen, daß irgend jemand — ältere Rechte auf dich habe als ich?"

„Leo!" erwiderte sie in schmerzlich vorwurfsvollem Tone.

„Kaiserliche Durchlaucht," sekundierte eifrigst die Mutter, „da muß auch ich mein Wort einlegen. Bewunderer hat meine Anna freilich genug — zehn an jedem Finger, wenn Kaiserliche Durchlaucht wollen; aber Liebhaber, — da muß ich schon protestieren, Kaiserliche Durchlaucht!"

„Aber ich zweifle ja gar nicht daran, beste Frau!" beschwichtigte der Prinz, „aber . . ."

„Ach, Leo, daß du mich nicht verstehen willst!" klagte Anna. „Nicht ältere Rechte habe ich im Sinne, sondern vielmehr jüngere — zukünftige! Meine Liebe, Leo . . . und deine Zärtlichkeit . . .

unſer Verhältnis wird ein ſehr inniges ſein . . . und wenn es nun nicht ohne Folgen bliebe . . .“

„Oh, mein ſüßer Engel, nun verſtehe ich!“ platzte der Prinz entzückt und mit dem vollen Feuer ſeines männlichen Selbſtbewußtſeins heraus. „Du herrliches Mädchen — welch ein Pflichtgefühl, welch eine Selbſtloſigkeit! Du forderſt nichts für dich, aber du gedenkſt ſchon jetzt unſeres Kindes! Sei ruhig und ohne Sorgen, Teure! Wenn dieſes große . . . Glück jemals eintreten ſollte, ſo wird für das Kind beſtens geſorgt werden.“

„Für das Kind, Leo?“ erwiderte Anna erſtaunt. „Bedenke doch, Leo, ich zähle erſt ſiebzehn Jahre, und du ſtehſt in der Vollkraft des Mannesalters, und dein Gelöbnis verbindet uns fürs Leben! Leo! Wie willſt du für unſere Kinder ſorgen, Leo?“

„Ich geſtehe, “ ſtammelte er nach längerem, fruchtloſem Nachdenken, — „daß dieſer Gegenſtand der reiflichſten Ueberlegung bedarf. Indes, darüber läßt ſich ja ſpäter ſprechen.“

Anna warf dem Prinzen einen unendlich traurigen Blick zu. „Später?“ wiederholte ſie. „Ja, Sie haben recht, Hoheit; wir haben ſehr unüberlegt gehandelt. Ich törichtes Kind! Wo waren meine Gedanken, daß ich glauben konnte, der Weg aus dieſem Zimmer würde mich — ins Brautgemach führen!“

„Und warum sollte das auch nicht der Fall sein?“ fiel der Prinz eifrig ein. „Ich erklärte dir ja schon, daß ich für mein Kind bestens sorgen wolle; genügt dir mein fürstliches Wort nicht, muß ich besonders betonen, daß ich auch für — mehrere Kinder bestens sorgen würde?“

Nun legte sich aber wieder die Mutter ins Mittel. „Ja, sehen Kaiserliche Durchlaucht,“ sagte sie, „mit den Kindern ist das so eine eigene Sache. Bestens sorgen — was heißt das? Wenn Kaiserliche Durchlaucht für die Ihrigen bestens sorgen wollen, so müssen ihnen Kaiserliche Durchlaucht entweder eine halbe Million Guldenzettel ins Wickelband stecken oder einen ehrlichen Namen geben.“

„Sie haben recht, gute Frau,“ sagte der Prinz, „unsere Kinder müssen einen ehrlichen Namen haben!“ Und dann schrieb er aus eigenem Antrieb — Lebens und Sterbens halber, wie er sagte, — jenes Heiratsversprechen nieder, durch dessen Besitz Anna das Gelingen ihres Planes gesichert sah.

Zwei Monate nach dem Eintritte des Prinzen in unser Haus teilte ihm Anna in einer süßen Schäferstunde mit, daß ihre Vorsorge für die Nachkommenschaft nicht überflüssig gewesen sei. Prinz Leo zeigte sich mehr bestürzt als erfreut über das bevorstehende Vaterglück, doch war ihm seine Anna

bereits so fest ans Herz gewachsen, daß er sich mit dem Gedanken an die nun unvermeidliche Vermählung mit der Geliebten schnell befreundete. Zudem wirkte auch das stolze Selbstgefühl, das seine Vaterschaft in ihm erweckte, wohltätig auf ihn ein. Kurz, der Prinz war völlig darauf gefaßt, Anna zu seiner Gemahlin zu erheben, sobald das in Aussicht gestellte Familienereignis zur Tatsache geworden sein werde. Dieses Ereignis mußte jedoch notwendig abgewartet werden, weil er ohne die durch dasselbe geschaffene Zwangslage die Zustimmung seiner Familie zu dieser Mesalliance nicht erhoffen durfte.

In der Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, entwickelte der Prinz die liebenswürdigsten Eigenschaften. Er behandelte Anna mit zartester Sorgfalt und Aufmerksamkeit, erfüllte jeden Wunsch, den er ihr an den Augen ablesen konnte, und gebot selbst seiner Zärtlichkeit die schonungsvollste Zurückhaltung, sobald er merkte, daß die Geliebte derselben auch nur die sanfteste Abwehr entgegensetzte.

Eines schönen Tages ging durch die Residenz wie ein Lauffeuer der Ruf: „Es wird mobil gemacht!“ Unser Prinz mußte mit seinem Regiment über die Grenze marschieren, und auch mein Heinrich wurde als Trompeter zum Dienst einberufen; zufälligerweise standen die beiden bei derselben Truppe.

Ich erhielt die Nachricht von dieſem Ereigniſſe durch meine Mutter, bei der mein Heinrich vor ſeinem Abmarſch noch einmal vorgeſprochen hatte.

Unſer Prinz empfand die lange Trennung von ſeiner geliebten Anna ſehr ſchmerzlich und ſchrieb einen Schmachtbrief über den andern. Meiner Schweſter aber kam dieſe Trennung ſehr gelegen, denn ſie half ihr über den ſchwierigſten Teil der Komödie hinweg. Meine Mutter verſtand es vortrefflich, durch allerlei Toilettenkünſte und Hausmittelchen alle diejenigen Veränderungen in der äußeren Erſcheinung Annas hervorzurufen, die der allmähligen Entwicklung des Zuſtandes entſprachen, in dem meine Schweſter ſich für den Prinzen und alle Welt befinden ſollte. Alle bekannten Frauen aus der Nachbarſchaft ließen ſich durch das Ausſehen Annas täuſchen, und ſogar der Theaterarzt, der gerufen werden mußte, um für Anna den nötigen Urlaub zu erwirken, ſtellte ohne weiteres das Atteſt aus, denn er wußte ja aus ſeiner Praxis, daß man dergleichen einer jungen Dame vom Ballett aufs Wort glauben dürfe. Der Prinz aber war ferne, und eine Entdeckung des Betruges von dieſer — der gefährlichſten — Seite ſomit ausgeſchloſſen.

Endlich war die Zeit gekommen, die meine Rückkehr nach der Reſidenz erforderte. Ich fand im Hauſe alles für den Schlußakt der Komödie vor-

bereitet. Bei Nacht und Nebel langte ich an und wurde von demſelben Augenblicke an in ſtrengſter Haft gehalten. Niemand durfte von meiner Rückkunft wiſſen, bis alles vorbei war. Zur Hilfeleiſtung war eine Frau aus einer entlegenen Straße beſtellt, die niemanden von uns kannte und in deren Gegenwart ich Anna genannt wurde. Auch Anna blieb für alle Welt unſichtbar und verließ in den letzten Stunden ihr Lager nicht mehr, um vor jeder Ueberraſchung ſicher zu ſein. In fieberhafter Angſt erwarteten wir alle den Augenblick der Entſcheidung. Endlich, nach Stunden namenloſer Qual kam die Erlöſung. Es war am Abend in der Dämmerſtunde. Unmittelbar vorher hatte ſich der Knecht des im Hauſe wohnenden Kohlenhändlers mit dem beſtellten Feuerungsmaterial gemeldet. Die Mutter, die vollauf um mich beſchäftigt war, rief ihm eilfertig zu: „Schaffen Sie's nur in die Küche — ich laſſe ſo lange die Flurtür offen ſtehen!" Dann kehrte ſie ſchleunigſt zu mir zurück.

Wenige Minuten ſpäter war alles glücklich vorbei. Es war ein Knabe. Die Mutter konnte es nicht mehr erwarten, Anna die Glücksbotſchaft zu bringen. Sie ſchlug das Kind in eine Decke und eilte mit ihm zu ihrem Lieblinge. Angelweit ſtieß ſie die Tür vor ſich auf, ſtürzte in die in tiefem Dämmerdunkel liegende Stube und rief in ihrer

freudigen Aufregung ſchon von der Schwelle her: „Hurra — die Kathi hat einen Buben! Hier iſt er, dein kleiner Prinz!“

Da ertönte aus dem ſchwarzen Hintergrunde der Stube ein geller Aufſchrei der Wut, und eine wohlbekannte Stimme antwortete auf denſelben: „Ha — ich verſtehe! Alſo darum ſollte ich mich eilends entfernen? Darum verbargſt du dein Geſicht vor mir ſo ſcheu in den Kiſſen? Falſche! Treuloſe! Betrügerin! Aber ich will ein ſchreckliches Gericht über Euch halten!“

Es war der Prinz. Nach mehrfachen vergeblichen Verſuchen war es ihm endlich gelungen, Urlaub zu erhalten, und auf den Flügeln der Liebe war er nach der Reſidenz geeilt, um ſein Aennchen nach ſo langer Trennung wiederzuſehen. Seine Ankunft ſollte eine Ueberraſchung ſein; wie ein Gott, der aus den Wolken niederſteigt, wollte er plötzlich vor der Geliebten erſcheinen. Der Zug, der ihn nach der Reſidenz brachte, kam abends daſelbſt an; der Prinz warf ſich in eine Droſchke und fuhr unmittelbar vom Bahnhof nach der Sägmühlengaſſe. Er fand die Tür unſerer Wohnung offen — denn der Knecht des Kohlenhändlers war mit ſeiner Ladung eben unterwegs — und trat daher ohne Anmeldung ein, begab ſich auch ſofort nach Annas Zimmer, in der Hoffnung, ſein Schätzchen dort zu finden und

ohne Zeugen begrüßen zu können. Trotz des schwachen Dämmerlichtes erkannte er sofort die zarte Gestalt der Geliebten, hingestreckt auf die schwellenden Kissen des Lagers. „Ich bin's, Aennchen, dein Leo!“ flüsterte er der Ruhenden zu. Ein Schrei des Entsetzens war die Antwort. Erschreckt trat er näher, beugte sich über Anna herab, suchte das liebe Gesichtchen, das sich scheu in den Kissen vergrub, und entwand das blonde Engelsköpfchen endlich mit sanfter Gewalt seinem Verstecke. Allein — welch ein Anblick bot sich ihm dar! Die lieblichen Züge waren bleich, entstellt, Furcht und Schrecken starrten ihn aus den großen Augen geisterhaft entgegen. — „Ich beschwöre Sie, Prinz, verlassen Sie mich jetzt — fliehen Sie, wenn Sie mich nicht töten wollen!“ keuchte sie aus angstgepreßter Brust. — „Um Gottes willen, Anna, sprich, was ist geschehen?“ erwiderte der Prinz, von den schlimmsten Ahnungen bestürmt. „Nichts, nichts — nur fort, nur jetzt fort!“ war die Antwort. Aber der Prinz blieb wie gelähmt auf seinem Platze stehen. Hier war ein Rätsel, nach dessen Lösung er rang. Da erscholl jener Jubelruf der Mutter, der ihm in wenig Worten das Geheimnis von Monaten verriet. Alles war verloren — mein Prinz war um fünf Minuten zu spät zur Welt gekommen!

Das vom Prinzen angedrohte Strafgericht fiel

verhältnismäßig mild aus. Er forderte nur seinen Schein zurück und entfernte sich sodann stumm und gebrochen. Die Mutter war außer sich und zeigte gute Lust, mich wegen meiner Saumseligkeit der Schuld an dem ganzen Unglück zu zeihen. Anna bewahrte von uns allen am meisten ihre Fassung; sie trat schon am nächsten Tage ihre Tätigkeit beim Ballett der Hofbühne wieder an und heiratete sechs Monate später einen reichen Hamburger Kaufmann, der sie während eines kurzen Aufenthaltes in unserer Stadt einmal tanzen gesehen und sofort Herz und Verstand an sie verloren hatte. Zehn Jahre später war sie eine reiche Witwe, und zwei Jahre danach war ihr zweiter Mann, ein flotter Husarenrittmeister, der ihr Vermögen mit fabelhafter Geschwindigkeit durchgebracht hatte, ein armer — Witwer! Vom Prinzen aber hörten wir nur ein einziges Mal noch — etwa dreizehn Jahre, nachdem er sich von Anna getrennt hatte. Die böse Geschichte mit meiner Schwester hatte dem Herzen des Prinzen einen schweren Stoß versetzt und eine völlige Umwandlung seines Wesens zur Folge gehabt. Man vermißte ihn überall, wo er sonst täglicher Gast war, in den Theatern, auf den Trottoirs der eleganten Stadtteile, an den öffentlichen Vergnügungsorten. Der Betrug, den Anna ihm gespielt, hatte ihn zur Erkenntnis geführt, daß der

Anſpruch, um ſeiner ſelbſt willen geliebt zu werden, ein eitler Wahn ſei. Er liebte darum fortan auch die Damen nicht mehr um ihrer ſelbſt willen und erhob einige Jahre ſpäter eine reiche Schneiderstochter zu ſeiner fürſtlichen Gemahlin, die bereits hoch in den Dreißigern ſtand und ſich die Grille in den Kopf geſetzt hatte, Prinzeſſin zu werden. Die Dame war in ihrer Jugend zum „Wunderkind“ ausgebildet worden, nicht etwa, weil ſie es nötig hatte, ſondern weil ihr Vater, der Hofſchneidermeiſter, ein alter Narr war, der mit ſeinem Kinde prunken wollte, wie er mit ſeinem Gelde prunkte. Das Kind mußte ſogar von Zeit zu Zeit öffentlich auftreten. Der Papa ließ eigens ein Stück für dasſelbe ſchreiben, in dem es als Schauſpielerin, Sängerin und Geigenvirtuoſin zu glänzen Gelegenheit fand; in allen Kunſthandlungen war das Bildnis der zwölfjährigen Tauſendkünſtlerin ausgeſtellt, und alle Zeitungen ſangen das Lob dieſes kleinſten und zugleich größten aller Weltwunder. Als aber ſchließlich die zwölf Jahre des Phänomens ſelbſt vor den ſchlechteſten Rechenmeiſtern der Reſidenz unhaltbar geworden waren, beſchloß dasſelbe ſeine Künſtlerlaufbahn aufs glanzvollſte mit einer Rundreiſe durch Europa und ließ von da an ſeine ſeltenen Gaben nur noch im eigenen Salon erglänzen, in dem ſich, dank dem großen Vermögen des Herrn

Hofschneidermeisters, das nach dem Tode des Vaters an die einzige Tochter überging, die feinste Gesellschaft der Residenz versammelte. So lebte das „Wunderkind" im ungetrübten Glanze seines Ruhmes in der Erinnerung der Mitwelt fort, während der Freundeskreis die gereifte Künstlerin in demselben schätzte. Nach so vielen bitteren Erfahrungen, die Prinz Leo mit dem „ewig Weiblichen" gemacht hatte, war es nicht zu verwundern, daß er sich schließlich mit Begeisterung dem „ewig Kindlichen" zuwandte und das „Wunderkind" heiratete, das zudem in der angenehmen Lage war, seinen fürstlichen Purpur mit einem fürstlichen Vermögen aufzufrischen. Prinz Leo kultivierte hinfort in schöner Seelengemeinschaft mit seiner Gemahlin nur noch die platonische Seite seiner angeborenen Kunstliebe und wurde Mäzen für Wunderkinder beiderlei Geschlechtes. Mehr als ein aufkeimendes Talent hatte seinem Kunstsinne die Entdeckung, seiner Großmut die höhere Ausbildung und seinem Einflusse die Förderung auf der künstlerischen Laufbahn zu verdanken.

Eines Tages wohnte der Prinz einem Hochamte in einer Vorstadtkirche bei, die bei der vornehmen musikalischen Gesellschaft der Residenz seit einiger Zeit in die Mode gekommen war, weil der Chormeister derselben mit ungewöhnlichem Geschick

und Erfolg seines Amtes waltete und der Zuhörerschaft fast jedesmal eine gediegene musikalische Ueberraschung zu bieten hatte. Diesmal war es die prächtige Altstimme eines der mitwirkenden Sängerknaben, die allgemein auffiel und auch sogleich das lebhafte Interesse des Prinzen Leo erweckte. Nach beendigtem Gottesdienst begab sich der Prinz zum Chormeister, um sich nach dem jugendlichen Sänger zu erkundigen. Als ihm aber der Name des Knaben genannt wurde, zuckte er erbleichend zusammen, denn denselben Namen hatte auch seine Anna dereinst getragen.

„Kennen Sie die Eltern?" fragte er hastig.

„Jawohl — das heißt die Mutter!" war die Antwort.

„Und diese lebt?"

„Sie ist Choristin an einer Vorstadtbühne."

„Und — die . . . Tante des Knaben?"

Der Chormeister mußte wohl sehr erstaunt gewesen sein, daß sich der fürstliche Gönner musikalischer Talente sogar für deren Tanten interessierte. Er wußte im vorliegenden Falle keine Auskunft zu geben, versprach jedoch Erkundigungen einzuziehen.

„Nein, nein — lassen Sie das!" wehrte der Prinz ab. „Doch bitte ich Sie, mir den Knaben

morgen um elf Uhr in mein Hotel zu senden; ich will sehen, was sich für ihn tun läßt."

Der Knabe war — mein Heinrich.

Ihr könnt Euch leicht denken, in welche Aufregung dieser Vorfall mich versetzte. Mein Heinrich besaß in der Tat eine sehr schöne Stimme und schon wiederholt hatte er durch sie die Aufmerksamkeit von Kunstkennern auf sich gezogen. Wurden ihm die Mittel zu gründlicher Ausbildung geboten, so konnte vielleicht ein großer Künstler aus ihm werden. Und nun fand sich ein Gönner, der dem armen Burschen den Weg zum künftigen Glücke eröffnen wollte, und dieser Gönner war derselbe Prinz, in dessen Leben der Knabe unbewußt eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hatte! — Natürlich machte ich am nächsten Tage dem Jungen seine besten Kleider zurecht, die er sonst nur bei besonderen Feierlichkeiten in der Kirche anlegen durfte, bürstete ihm seinen für solche feierliche Gelegenheiten bestimmten Hut aus und schickte ihn mit genauer Weisung nach dem Hotel des Prinzen.

Der Hut war ein bißchen stark aufs Wachsen eingerichtet, und als Heinrich den großen freien Platz vor dem Kohlenburgschen Palais überschritt, sauste ein unvorgesehener Windstoß über den Platz hin und entführte dem armen Burschen den Glanzeffekt seiner Toilette. Munter trieb derselbe über den

Platz hin, angstvoll raste der unglückliche Besitzer hinten nach. Schon war Heinrich nahe daran, den Flüchtling zu erreichen, da bog eine Kutsche aus einer Seitenstraße in raschem Trab nach dem Platz ein, und im nächsten Augenblick war der Hut unter die Räder und sein Verfolger zwischen die Pferde geraten. Jener blieb geknickt auf dem Straßenpflaster liegen, dieser erhielt einen heftigen Stoß und kam ganz in der Nähe seiner Kopfbedeckung auf dem Boden zu sitzen. Zum Glück fand sich in der Nachbarschaft eine Schneiderwerkstatt und der Inhaber derselben nahm sich mitleidig des Jungen an und suchte mit dem Plätteisen und der Bürste den Schaden, den Heinrich an Haupt und Gliedern erlitten, wieder so gut als möglich auszugleichen. Das erforderte aber einige Zeit, und als der Knabe endlich das Hotel des Prinzen erreichte, da hieß es, Seine Hoheit hätten eine volle Viertelstunde über die angesetzte Zeit gewartet, vor fünf Minuten jedoch vorfahren lassen und sich mit Dero Gemahlin zu einem Konzert begeben, ohne weitere Befehle zurückzulassen. So zog mein Heinrich unverrichteter Dinge ab und es blieb nichts übrig, als abzuwarten, ob sich der Prinz gelegentlich seiner wieder erinnern würde. Das geschah aber leider nicht. Vielmehr stand wenige Tage später in allen Zeitungen die Nachricht zu lesen, daß der Prinz Leo von Kohlenburg,

der großmütige Förderer der Kunſt, ganz plötzlich einem Schlaganfall erlegen ſei. Der unerſetzliche Verluſt, den die Kunſtwelt durch den Tod des fürſtlichen Mäzen erlitten, wurde nach Gebühr hervorgehoben, jedoch mit dem Beifügen, daß die Prinzeſſin-Witwe bereits erklärt habe, für die bisherigen Schützlinge des Dahingeſchiedenen in unveränderter Weiſe weiter ſorgen zu wollen. Mein armer Heinrich war natürlich nicht darunter; zum zweiten Male war er um fünf Minuten zu ſpät gekommen!

Mit der höheren Ausbildung des Knaben war's nun natürlich nichts mehr. Seine Stimme brach ſich auch bald darauf und verwandelte ſich in einen mittelmäßigen Tenor, der gerade ausreichte, um den Jungen zum Eintritt in unſeren Chor zu befähigen. Meine eigene Künſtlerlaufbahn erreichte zu derſelben Zeit ihr Ende, denn ich war eben ins alte Eiſen geraten. Man machte mich zur Garderobière, doch zog ich ſchließlich den Hausdienſt, den ich von Kindheit auf gewöhnt war, dieſem trübſeligen Geſchäfte vor, und ſo bin ich eine alte Theater-Duenja geworden. Mein Heinrich aber ſang jetzt mit den Soldaten, dem Volk, den hohen Herren vom Adel und den Pilgern und Widertäufern, wie ſich's eben traf. Er war ein heiterer Geſelle und beluſtigte ſeine Kameraden auf der Bierbank oft durch allerlei muſikaliſche Kunſtſtücke,

die er ſich in freien Nebenſtunden angeeignet hatte. So konnte er beiſpielsweiſe in Terzen und Quinten trillern, ganze Arien in hüpfenden Oktaven vortragen, und was dergleichen Scherze noch mehr waren. Ein alter Kollege von mir, ein tiefer Baß und Denker, der ſich trotz ſeines Durſtes und ſeiner zuweilen etwas vertrackten Bierphiloſophie bis zu dem hohen Amte eines Chorführers emporgeſchwungen hatte, war ihm ein väterlicher Freund geworden und warnte ihn oft vor derlei „brotloſen Künſten“, indem er meinte, damit verderbe man ſich rieſig das Organ und werde in etlichen Jahren ein „brotloſer Künſtler“; aber der Junge hatte den richtigen Theaterleichtſinn in ſich, lebte nur der Gegenwart und wenn er in heiterer Geſellſchaft ſeine Mätzchen vorbrachte und Beifall fand, ſo ſchwelgte er im Vollgenuß dieſer Ehre, die einem Choriſten ſo ſelten widerfährt, und überließ die Zukunft dem Walten des Schickſals. Am glücklichſten aber fühlte er ſich, wenn ſeine Kollegin, die kleine Boulotte, ſo recht von Herzen über ſeine Schnurren lachte; denn er liebte die kleine Boulotte, und ein Blick aus ihren hellblauen Schalksaugen, ein Druck ihrer „rieſig kleinen Hand“, wie der Chorführer zu ſagen pflegte, machten ihn ſchon zum glücklichſten der Menſchen. Die Trägerin dieſes Spitznamens war eine Jugendbekanntſchaft meines Heinrich; er hatte

mit ihr auf dem Chor jener Vorſtadtkirche geſungen, zu deren Spezialitäten er gehört hatte, und er ſang jetzt wieder mit ihr im Chor der Vorſtadtbühne, der unſere Familie nun ſchon in der dritten Generation angehörte. Die kleine Boulotte fühlte für den guten Jungen eine herzliche Zuneigung; er hätte ihr vielleicht nur zu ſagen gebraucht, daß er für ſie mehr als das fühle, um auch bei ihr das Bewußtſein eines höheren Gefühles zu erwecken. Doch zu einer ſolchen Erklärung war mein Heinrich viel zu ſchüchtern; er wäre ſicherlich bei den drei Worten: „Ich liebe dich!" dreimal ſtecken geblieben. Aus dieſem Grunde allein war es zwiſchen den beiden bei der einfachen guten Kameradſchaft geblieben.

Boulotte war glücklicher als Heinrich. Obgleich ſie weder in Terzen noch in Quinten trillern, noch das Miſerere aus dem „Troubadour" in zwei Oktaven zugleich ſingen konnte, wie ihr ſtiller Anbeter, ſo überflügelte ſie dieſen doch bald auf der Laufbahn der Kunſt. Sie ward ſchon nach wenigen Monaten zu kleineren Partieen zugelaſſen und ſang einmal in Vertretung einer plötzlich heiſer d. h. verdrießlich gewordenen Kunſtgenoſſin den „Cherubin" ſo wunderſchön, daß ein junger und zwei alte Barone, ein halb Dutzend Börſianer und der Intendant der Hofoper gleichzeitig auf ſie aufmerkſam wurden. Sie ſchied aus dem Perſonalſtand unſeres

beſcheidenen „Theaterchen für alles“ und trat zur Hofoper über. Das war die Frucht der Aufmerkſamkeit des Intendanten, und Heinrich beglückwünſchte ſie aufs herzlichſte dazu. Weniger erfreulich erſchienen dagegen dem armen Jungen die Aufmerkſamkeiten, welche die verſchiedenen Barone und — Aarone der kleinen Boulotte zuwendeten, und dieſe waren denn auch die Urſache, daß er den großen Entſchluß faßte, ſeine Schüchternheit abzulegen und der Jugendfreundin das Geſtändnis zu machen, daß er ſchon längſt ein gutes Herz und eine treue Hand zu ihrer Verfügung halte. Zu dieſem Behufe fand er ſich eines Tages nach der Probe in Boulottens Wohnung ein. Die Kleine hielt ſich damals ſchon ein Stubenmädchen; ihre Gage erlaubte ihr das. — „Boulotte, — das Fräulein zu ſprechen?“ fragte mein Heinrich mit einer Stimme, die nur zu deutlich ſeine Beklommenheit verriet. Das Kammerkätzchen ließ den prüfenden Blick an der Figur des ſchüchternen Jünglings hinauf und dann wieder hinunterſpazieren und antwortete endlich: „Nun, da nur Sie es ſind . . .“, worauf das naſeweiſe Ding in der Türe verſchwand, um den „Burſchen“, der ſchon einigemale von dem Fräulein vorgelaſſen worden war, anzumelden. Dieſes „nur Sie“ hatte etwas unſäglich Entmutigendes für den armen Jungen, denn es ſagte ihm deutlich, daß bei ſeiner

Freundin schon vornehmere Besuche an der Tagesordnung waren. Doch entriß ihn das Erscheinen Boulottens schnell wieder der niedergedrückten Stimmung, in die der sonderbare Empfang ihn versetzt hatte. Sie sah zwar etwas verwirrt und überrascht aus, doch eilte sie mit alter Herzlichkeit auf den Kollegen zu und drückte ihm aufs freundlichste beide Hände. Heinrich gewann bald die nötige Fassung und trug sein Herzensanliegen mit ungewöhnlicher Sicherheit vor. Boulotte machte große aber recht freundliche Augen dazu, und als Heinrich mit seiner Erklärung zu Ende war, da lächelte sie ihm so heiter und befriedigt zu, als ob er ihr das schöne Lied: „Du, du liegst mir im Herzen" in lauter Terzen und Quinten vorgetrillert hätte. Es fehlte nur noch, daß sie dazu applaudierte.

„Mein lieber, guter Herzensjunge!" sagte sie, indem sie ihn beim Kopfe faßte und ihm einen tüchtigen Schmatz auf jede Backe versetzte, „du weißt ja, daß ich dir immer gut gewesen bin! Wärest du nur um fünf Minuten früher gekommen, so hätte ich dir gesagt: Ja, Heinz, nimm mich hin, du warst mir stets ein treuer Freund, du wirst mir auch ein treuer Gatte sein. Aber du bist leider um fünf Minuten zu spät gekommen, armer Junge, denn soeben hat der Baron von Randen um meine Hand angehalten, und ich habe Ja gesagt."

Der arme Heinrich hörte sie sprechen, sah sie lächeln, fühlte den Druck ihrer kleinen Hand — aber es schien ihm alles wie ein Traum. Ob und was er der guten Boulotte geantwortet hat, das wußte er selbst nicht zu sagen; doch mußte er sich recht lieb und artig betragen haben, denn sie ließ sich's nicht nehmen, den alten Freund ihrem neuen Bräutigam vorzustellen, der während der Unterredung der beiden im Nebenzimmer an die Fensterscheiben getrommelt hatte und sich auch während der Vorstellung in dieser angenehmen Beschäftigung nicht stören ließ. Vielleicht hatte Boulotte sogar die ganze komische Geschichte von der um fünf Minuten verspäteten Brautwerbung ihrem Baron erzählt, und vielleicht, ja vielleicht haben sie alle drei noch recht herzlich über sie gelacht. Vielleicht! Denn Bestimmtes wußte Heinrich nicht darüber zu sagen, wie er denn überhaupt nicht zu sagen wußte, wie lange er in dem kleinen Kreise noch den Ueberflüssigen gespielt hatte und auf welche Art er schließlich fortgekommen war.

Zum Mittagessen kam er nicht nach Hause. Im Theater, wo ich nachmittags nach ihm fragte, wußte auch niemand etwas von ihm. Da Heinrich sonst sehr pünktlich war und niemals von seiner regelmäßigen Tagesordnung abwich, war ich in

größter Angst um ihn und konnte mir gar nicht denken, was vorgefallen war.

Gegen die Theaterzeit machte sich der lange Chorführer, der in einer entlegenen Vorstadt wohnte, auf den Weg nach dem „Geschäfte". Unterwegs stieß ein planlos Dahinirrender mit der Nase gegen seine Brust. „Heda, Heiner!" rief er ganz erstaunt dem ohne Gruß und Entschuldigung Weitereilenden zu und faßte ihn mit starker Faust an der Schulter, um ihn zum Stehen zu bringen. „Wo hinaus denn, wenn man fragen darf?"

„Laß mich, laß mich!" stammelte der arme Junge ganz verstört.

„Nichts da, das Geschäft vor allem!" versetzte der andere bestimmt. „Bist du denn verrückt geworden, Bursche? Wir haben nur noch zwanzig Minuten Zeit — also vorwärts!"

„Ins Theater? Nein!" erwiderte Heinrich heftig. „Boulotte wiedersehen? Niemals!" und er wollte sich losmachen und ausreißen. Aber der väterliche Freund und Vorgesetzte faßte nur um so derber zu.

„Stillgestanden! —" donnerte er dem Untergebenen zu, „oder es setzt fünf Gulden Strafe. Boulotte nicht wiedersehen? Riesiger Unsinn! Hast du denn vergessen, daß Boulotte seit einem Monat von

uns fort iſt? Bürſchchen, mit dir iſt's nicht richtig! Heraus mit der Farbe — was hat's gegeben?"

Mit dieſen Worten faßte der Lange den Jungen unterm Arm und zog ihn mit ſich fort. Heinrichs Leidensgeſchichte war bald erzählt. — „Armer Teufel!" rief der Chorführer aus, nachdem er die Erzählung des Freundes brummend angehört hatte. „Biſt nicht der Erſte und wirſt nicht der Letzte ſein, der ſo etwas verwinden muß. Trink' gelegentlich etliche Maß Erlanger drauf; das ſpült den erſten Schmerz weg. Es kann auch Nürnberger ſein. Jetzt aber komm' mit; das Geſchäft vor allem!" Und Heinrich folgte ihm, willenlos und ohne Widerſtand, wie ein gehorſames Zugtier, ins tägliche Joch der Kunſt, die nach Brot geht.

Acht Jahre vergingen, ohne andere Veränderung in unſeren Verhältniſſen, als daß mein Heinrich beim Chor der Hofoper Anſtellung fand. Die kleine Boulotte war inzwiſchen eine große Künſtlerin geworden, eine der gefeiertſten Primadonnen unſerer Zeit. Auf einer Rundreiſe durch Amerika hatte ſie eine Million erworben; die Hälfte vergeudete ihr freiherrlicher Gemahl, worauf ſie ihm den Abſchied gab und die andere Hälfte für ſich behielt. Drei Hofbühnen ſtritten ſich um die Ehre, ſie zu beſitzen; ſie gaſtierte an allen dreien und entſchied ſich für keine. Als ſie an der hieſigen Hofoper zum

letzten Male in der „Afrikanerin“ auftrat, bemerkte sie unter den portugiesischen Edeln einen schmächtigen, ernsten Menschen, dessen Auge mit einem seltsam traurigen Ausdrucke an ihr hing, während sie ihre großartige Eintrittsszene spielte. Das Gesicht glaubte sie schon früher einmal irgendwo gesehen zu haben. Uebrigens war das Kerlchen recht schüchtern für einen portugiesischen Edeln und verkroch sich, sobald es die Augen der Diva auf sich gerichtet sah, eiligst hinter den baumlangen Nebenmann.

Als der Vorhang gefallen war, erkundigte sich die Diva beim Regisseur nach dem bekannten Gesichte, und der Befragte nannte den Menschen mit einem so geringschätzigen Achselzucken, als wollte er sagen: Was kann Sie, Göttliche, dieser staubgeborene Wurm interessieren? Aber wie erstaunte er, als ihn die Göttliche bei Nennung dieses Namens mitten auf der Bühne stehen ließ und ohne viele Umstände auf den portugiesischen Edeln zueilte, um ihm mit dem Ausrufe: „Heinz, mein alter Heinz, bis du's wirklich?“ um den Hals zu fallen und ihn angesichts des ganzen Personals herzhaft abzuküssen. Der arme Heinrich stand wie versteinert, allein die lebhafte Diva ließ ihm nicht Zeit, vollends zur Bildsäule zu erstarren, sondern bestürmte ihn mit Fragen über sein seitheriges Schicksal und ließ

nicht ab mit Bitten und mit Drängen, bis er ihr versprochen hatte, sie nach der Vorstellung in ihrem Hotel aufzusuchen und mit ihr auf ihrem Zimmer zu soupieren. Und bei diesem Souper kam ihr ein köstlicher Einfall. „Bist du noch immer so stark im Terzen- und Quintentrillern wie damals?“ fragte sie. Er nickte wehmütig lächelnd mit dem Kopfe. „Nun, Heinz, dann sollst auch du noch deine Zukunft haben!“ rief sie mit freudig aufleuchtendem Blicke aus. „Sieh', Heinz,“ — fuhr sie dann mit ernsthafter Miene fort — „ich hatte dich in meinem fabelhaften Glücke und in der Aufregung des Wanderlebens ganz und gar vergessen. Verzeihe mir! Jetzt, da ich dich wiederfinde, sollst du erfahren, daß dir deine Boulotte trotzdem ein treuer Kamerad geblieben ist. Die Berliner setzen alle Hebel in Bewegung, um mich zu gewinnen; wohlan! heute noch sage ich telegraphisch zu — aber unter einer Bedingung: du mußt mit mir engagiert werden, und ich lasse dir eine Oper auf den Leib schreiben mit lauter Terzen- und Quintentrillern, und ich trillere mit... Gelt, das wird ziehen?“ . . .

Und sie hat treulich Wort gehalten, wenn auch der phantastische Gedanke betreffs der Triller-oper zunächst nur mit Vorbehalt akzeptiert werden konnte. Mein Heinrich erhielt ein gutes Engagement in Berlin und machte sich, mit Reisegeld,

Garderobe und sonstigem Kunstbedarf von der großmütigen Freundin reichlich versehen, auf den Weg nach seinem künftigen Glücke.

Aber er kam nicht weit, mein armer Heinrich. Die fünf Minuten Verspätung, die schon bei seinem Eintritte ins Leben so verhängnisvoll für ihn geworden waren, griffen auch diesmal wieder grausam und unerbittlich in sein Schicksal ein. Der Berliner Abendzug, der ihn nach dem Orte seiner Bestimmung bringen sollte, ging infolge eines im letzten Augenblicke entdeckten Fehlers an der Maschine mit fünf Minuten Verspätung ab und traf infolge dieses Zufalles mit dem einfahrenden Schnellzuge, statt mit ihm auf offener Strecke zu kreuzen, beim äußersten Stationswechsel zusammen. Der letzte Wagen wurde in dem Augenblicke, da er den Wechsel passierte, von der Maschine des Schnellzuges erfaßt, aus dem Geleise geworfen und das hinterste Abteil desselben zertrümmert. Der einzige Passagier dieses Abteils blieb tot, und dieser einzige Tote war — mein Heinrich!

———

Eine glänzende Partie.

Die reiche und lebensluſtige Fabrikſtadt B... galt von jeher als eine der angenehmſten Garniſonen des Landes. In anmutiger Gegend mit reizenden Ausflugsorten gelegen, hatte ſie ein vortreffliches Theater, an der zu der Zeit, da dieſe Geſchichte ſpielt, Bühnengrößen erſten Ranges ihre erſten Triumphe feierten. Auch für ſeine geſelligen Genüſſe war beſtens geſorgt, denn es lebten hier zahlreiche Adelsfamilien, und von den reichen Fabriks- und Handelsherren der Stadt führten mehrere ein glänzendes Haus. Geburts- und Geldariſtokratie verkehrten auf vertrautem Fuße miteinander; der Statthalter der Provinz, der hier ſeinen Sitz hatte, war mit der Tochter eines millionenſchweren Großinduſtriellen vermählt, und da jener dem erſten Adel des Landes angehörte, ſo wurde ſein Beiſpiel natürlich tonangebend für die geſamte vornehme Geſellſchaft der Stadt. Während des Winters jagte ein Feſt das andere, und die Offiziere der Garniſon,

die selbstverständlich an derlei Festen nicht fehlen durften, hatten somit vollauf Gelegenheit, die auserlesensten Freuden des höheren Gesellschaftslebens in vollen Zügen zu genießen. Allein die Herren waren vom letzten Feldzuge her noch ein bißchen verwildert und fanden keinen sonderlichen Geschmack an den Vergnügungen der vornehmen Welt. Ein fideler Kneipabend war ihnen lieber als die feinste Abendgesellschaft, und vor allem wurde das böse Hasardspiel mit einer wahren Leidenschaft getrieben. Das maßgebende Beispiel ging auch hier von oben aus. Der kommandierende General war selbst ein eingefleischter Hasardspieler, und man erzählte sich, daß er einmal einen Prinzen, der als Brigadekommandeur unter seinen Befehlen stand, so gründlich „abgesotten" habe, daß die durchlauchtigste Verwandtschaft für die Spielschuld aufkommen mußte und der Kommandierende für längere Zeit in Ungnade fiel, was jedoch dem alten Haudegen wenig Kopfschmerzen verursacht haben soll.

Da das Hasardspiel strenge verboten war, so durften die Herren es natürlich nicht wagen, an einem öffentlichen Orte zu spielen. Für die höheren Offiziere war im Kasino ein verschwiegenes Hinterzimmer vorhanden, die Subalternen spielten ihr „Makao" auf dem Zimmer des einen oder andern Kameraden oder sonst an einem, dem Auge des Ge-

ſetzes nicht zugänglichen Orte. Als die beliebteſte — weil zugänglichſte — Spielhölle galt die Offiziersſtube auf der Hauptwache. Dort fand ſich allabendlich ſpielluſtige Geſellſchaft ein, und eine Ueberraſchung durch den höheren Inſpektionsoffizier vom Tage war nicht zu befürchten, weil dieſer erſt nach Vollziehung der vorſchriftsmäßigen Formen eingelaſſen wurde, ſomit vollauf Zeit war, jede Spur des verbotenen Treibens vorher zu beſeitigen.

Die Hauptwache war in einem kleinen Pavillon mitten auf dem „Großen Platze“ untergebracht. Längs der vorderen Front des Gebäudes zog ſich eine Art Veranda, eine gedeckte Bogenhalle hin, unter der die Wache vorkommenden Falles ins Gewehr trat. Nach dieſer Halle lagen Fenſter und Türen der beiden Wachtſtuben für Offiziere und Mannſchaft, ſo daß dieſelben bei Tage ziemlich dunkel, bei Nacht aber den Blicken der draußen Vorübergehenden völlig entzogen waren, namentlich die Offizierswachtſtube, die Rollvorhänge hatte. Kein Unberufener und auch kein Berufener konnte ſehen, was da drinnen vorging, und der Schnarrpoſten, der vor der Bogenhalle ſeine zwei Stunden auf- und niederwandelnd abzulaufen hatte, beſchützte unbewußt die Geſetzesübertreter vor jedem offiziellen Eindringling, der vor ſeinem „Halt, wer da!“ pflichtſchuldig ſtille ſtehen und erſt abwarten mußte,

bis ihn ein Unteroffizier mit vier Mann in Empfang genommen und ihm die Losung abgefordert hatte, während jeder uniformierte Spielgast auf einfaches „Gut Freund“ hin ungehindert aus- und eingehen konnte.

Die Offizierswachtstube war ein langgestreckter Raum, in dem der Länge nach drei große Ruhebetten standen. Es blieb daher Platz genug für drei Gruppen von Spielern.

Unter den Stammgästen der Hauptwache befand sich auch ein Infanterieleutnant, den die meisten dort verkehrenden Offiziere nur unter dem Spitznamen „Cagliostro“ kannten. Sein wahrer Name war Leo Nalge von Königshausen, und er unterließ es nie, sich unter diesem wohlklingenden Namen vorzustellen, so oft sich die Gelegenheit dazu bot. Aber in einer Spielgesellschaft hält man wenig auf Förmlichkeiten; man frägt nicht lange danach, an wen man sein Geld verliert, oder wen man „abfiedet“, und da Nalge von seinen Regimentskameraden immer nur als „Cagliostro“ angerufen wurde, so galt er als solcher auch für den größten Teil der aus allen möglichen Truppenkörpern zusammengewürfelten Gesellschaft, die sich dort zusammenfand. Von wem und bei welchem besonderen Anlaß Nalge diesen Namen erhalten hatte, das wußte wohl niemand; doch wurden dem Leutnant verschiedene ge-

heimnisvolle Eigenschaften zugeschrieben, die wohl dazu Veranlassung gegeben haben konnten. So beteiligte er sich selten, aber immer mit hohem Einsatze am Spiele und gewann dann fast jedes Mal. An dem Spiele der andern nahm er stets den lebhaftesten Anteil, und was er über die Aussichten des einen oder anderen Spielers Zuschauern gegenüber äußerte, traf beinahe immer zu. Er hatte, wie sich die Herren auszudrücken pflegten, einen kolossalen „Spurius", und weil dieser Spürsinn Hand in Hand ging mit gewissen sonderbaren und geheimnisvollen Bräuchen, die Nalge am Spieltisch mit peinlicher Genauigkeit beobachtete, so lag der Scherz, ihn mit dem Namen des berühmtesten Schwarzkünstlers zu belegen, ziemlich nahe. Nalge spielte nie mit Karten, deren Rücken schwarz gemustert war; er spielte nie an Freitagen und ebensowenig in der Stunde von Mitternacht bis Eins; er drehte die Karten auf dem Tische dreimal im Kreis herum, bevor er sie aufnahm, und er nahm nie zu sechs Augen, dagegen regelmäßig zu sieben, eine dritte Karte, weil, wie er sagte, geschrieben steht: Sechse äffen, sieben treffen. Andere guckten ihm diese Kunststückchen ab und versuchten, sie ihm unter dem Vorwande des Scherzes nachzuahmen; allein es war nicht der richtige Zauber dabei, und der Erfolg blieb aus. Unter keinen Umständen ließ Nalge

ſich herbei, einem anderen Spieler einen Rat zu erteilen. Er verſicherte ganz ernſthaft, daß er mit ſeinen Ratſchlägen noch einen jeden ins Unglück geritten habe; ſein „Spurius" tue ſeine Schuldigkeit nur an ihm ſelbſt, auch laſſe ſich derſelbe nicht nötigen, ſondern komme entweder ganz von ſelbſt oder gar nicht. Die Wunderkraft des Ratgeſchen „Spurius" zeigte ſich in ihrem höchſten Glanze, als der Leutnant einmal — das einzige Mal in ſeinem Leben — drei Nummern, die er geträumt hatte, in der Zahlenlotterie ſpielte. Am Tage der Ziehung übergab er den Lotterieſchein ſeinem Burſchen mit dem Auftrage, nachzufragen, ob die Nummern gezogen ſeien. Zufälligerweiſe führte ihn ſelbſt ſein Weg an einer Kollektion vorüber und er erſah aus der ausgehängten Liſte, daß ihn ſein „Spurius" diesmal irregeleitet habe und keine einzige von den geträumten Zahlen gezogen worden ſei. Der Bericht des Burſchen hatte ſonach kein Intereſſe mehr für ihn, und er bemerkte nicht einmal, daß der ſonſt ſehr pflichtgetreue und aufmerkſame Menſch die Meldung der gezogenen Nummern überhaupt unterließ. Umſomehr erſtaunte er, als ihm nach einigen Tagen der Diener mit freudiger Miene entgegenkam und ihm zu dem ihm zugefallenen Treffer beglückwünſchte. Unſinn — ich habe ja diesmal gar nicht mitgeſpielt! erwiderte der Leutnant. Doch, doch!

antwortete der Bursche, hier ist ja das Lotterielos! — Es war in der Tat so; der Bursche hatte den Auftrag seines Herrn unrichtig verstanden und anstatt des wertlos gewordenen Scheines einen neuen auf die gleichen Nummern gelöst. Dieser Schein hatte die ganze Zeit über auf Nalges Schreibtisch unter dem Briefbeschwerer gelegen, ohne daß der Leutnant Veranlassung gehabt hätte, darnach zu sehen. Den dafür ausgelegten Betrag schrieb der Bursche einfach auf seine kleine Rechnung, die sein Herr jeden Monat zu berichten pflegte. Und siehe da — alle drei Nummern waren diesmal gezogen worden.

Aber der merkwürdige „Spurius" des Leutnants Leo Nalge von Königshausen erstreckte sich noch auf ganz andere Dinge als Kartenspielen und Lotterie. Er besaß die Gabe des sogenannten „zweiten Gesichtes" und vermochte zukünftige Dinge oder solche, die sich an einem entfernten Orte zutrugen, zu sehen. Ein junger Kavallerieoffizier, der Rittmeister Nordheim, der mit Nalge zusammen an dem gleichen Militärinstitute ausgebildet worden war, erfuhr einmal ein wunderbares Beispiel hiervon, und zwar bei einem Anlasse, der ein weiterer und wenn möglich noch wunderbarerer Beweis dafür zu sein schien, daß Nalge mit ganz besonderen Geistesgaben ausgerüstet war.

An einem regneriſchen Sonntagsnachmittage ſaßen der Rittmeiſter Nordheim, Graf Hohenburg, ein Freund und Regimentskamerad desſelben, und der Leutnant von Königshauſen auf der Bank, die unter der Vorhalle des Hauptwachegebäudes vor den Fenſtern der Offizierswachtſtube aufgeſtellt war, um abzuwarten, ob ſich bei dem Wetter früher als gewöhnlich eine Partie zuſammenfinden würde. Sie waren zwar ohnehin ſchon zu Vieren, allein der die Wache kommandierende Offizier ſpielte grundſätzlich nicht, Nalge hatte keinen „Spurius" und ſaß überhaupt nur da, weil er nichts anderes zu tun wußte, und Graf Hohenburg und Nordheim waren ſo eng miteinander befreundet, daß ſie ſich gegenſeitig nicht ihr Geld abgewinnen wollten. Der Rittmeiſter Nordheim war übrigens mittellos und riskierte höchſtens einige Gulden im Makao; auf ein länger andauerndes Spiel mit ihm war ſomit nur dann zu rechnen, wenn er gerade Glück hatte. Nordheim und der Graf plauderten miteinander, Königshauſen ſaß teilnahmlos neben ihnen und ſtarrte wie geiſtesabweſend vor ſich hin. Plötzlich rief er aus: „Du, Nordheim, deine Frau kommt!" — „Wo denn?" erwiderte der Rittmeiſter lachend, denn er war gar nicht verheiratet, was der Leutnant ſo gut wußte, wie er ſelbſt. Der aber antwortete ganz ernſthaft: „Dort hinten!" ohne auch nur die Augen zu wenden.

In diesem Augenblicke kam von rückwärts eine Equipage angefahren, die über das schlechte Pflaster des Großen Platzes dahinrasselte und in der, der Hauptwache gegenüberliegenden Straße verschwand. Die Equipage war stadtbekannt; sie gehörte dem reichen Bankier Ruggieti, und in ihr saß eine der gefeiertsten Schönheiten der Stadt, die siebzehnjährige Tochter des Bankiers. „Die da?“ fragte der Rittmeister, nach dem Wagen zeigend, in dem er im Vorüberhuschen Fräulein Emmeline wahrgenommen hatte. Nalge nickte mit dem Kopfe, ohne eine Miene zu verziehen; er sah so traumverloren aus, als schlafe er mit offenen Augen. „Na, eine solche Frau könte ich mir schon gefallen lassen,“ lachte Nordheim, auf den vermeintlichen Scherz eingehend. „Jung ist sie, schön ist sie auch, und steinreich obendrein . . .“ „Armer Teufel!“ fiel Nalge dem ehemaligen Schulkameraden ins Wort, „sie wird dich noch in den Schuldturm bringen!“ Es klang so unheimlich trocken und bestimmt, was der Leutnant da schwatzte, daß sich die beiden anderen Offiziere unwillkürlich nach ihm hinwandten, um aus seinen Zügen zu entnehmen, wie die sonderbare Rede eigentlich gemeint war. Der Leutnant rührte sich aber nicht und sah nach wie vor starr vor sich hin. „Spricht der Mensch im Schlafe?“ fragte der Graf befremdet. „Es scheint fast so!“ antwortete Nord-

heim etwas kleinlaut; „er hat mitunter sonderbare Zustände. — He da, Leo!“ rief er dann den Leutnant scharf an und schüttelte ihn derb am Arme. — „Was faselst du da für unsinniges Zeug?“ — Nalge raffte sich mit einem Ruck zusammen und blickte verlegen um sich. „Ich glaube gar, du hast geschlafen?“ sagte Nordheim. „Wahrhaftig — ich glaube es auch!“ antwortete Königshausen. „Und geträumt,“ setzte Graf Hohenburg lächelnd hinzu. — „Geträumt?“ erwiderte der Leutnant verdutzt und sichtlich bemüht, sein Gedächtnis aufzufrischen. „In der Tat, ich habe geträumt. Unsinn — hellen Unsinn!“ — „Oho!“ lachte Nordheim, „ich bitte mir mehr Respekt aus; du träumtest von meiner Frau!“ — „Von deiner Frau?“ entgegnete Nalge, in das Lachen des Kameraden einstimmend. „Nein! ganz so unsinnig war's doch nicht; du hast ja gar keine Frau!“ — „Nun, dann träumtest du von der, die es werden soll: von Emmeline Ruggietti!“ — „Gratuliere, Alfred, gratuliere bestens!“ versetzte Nalge. „Du willst dich also verheiraten? Merkwürdig! Das hätte ich mir nicht träumen lassen!“ — „Wie?“ entgegnete Nordheim, „und du selbst schwatztest es doch soeben aus dem Traume!“ — „Das hätte ich getan?“ fragte Nalge ganz verwundert. „Unmöglich! Ich höre jetzt zum ersten Male in meinem Leben davon; übrigens träumte

ich von etwas ganz anderem.“ Die beiden andern Offiziere wechſelten erſtaunte Blicke miteinander. „Und darf man wiſſen, wovon du träumteſt?“ fragte der Rittmeiſter. „Warum denn nicht?“ erwiderte Nalge. „Aber wie geſagt, es war der helle Unſinn. Ich ſuchte einen großmächtigen Steinhaufen in aller Haſt mit den Händen wegzuräumen. Da gingen ein paar Kameraden vorbei und fragten mich, was ich da machte. Helft, helft! antwortete ich ganz ängſtlich. Ich liege da unten begraben und muß erſticken, wenn ich nicht bald Luft bekomme! — Du biſt wohl verrückt! erwiderten die andern und lachten mich weidlich aus. Ich aber ſchämte mich, denn ich mußte mir ſagen, daß ſie recht hatten. Trotzdem konnte ich das Gefühl nicht los werden, daß ich unter dem Steinhaufen begraben liege, und ich wartete darum nur ſo lange, bis die andern ſich eine Strecke weit entfernt hatten und flüſterte dann in den Trümmerhaufen hinein: „Sei nur ohne Furcht, ich rette dich doch!“ und wollte weiter wühlen — da faßteſt du mich am Arme und weckteſt mich. Iſt das nicht ein verrückter Traum? Ich habe eben zu Tiſch einen etwas ſchweren Tropfen getrunken, und da überfällt einen der Schlaf gerne meuchlings!“

„Nun,“ entgegnete Nordheim ſcherzend, „Herr Morpheus hat es für einen Meuchler recht gut mit

dir gemeint und dir gleich zwei Träume auf einmal beſchert!"

„Aber ich weiß doch nur von dem einen!" verſicherte der Leutnant.

„Ein Beweis, daß der Menſch auch im Schlafe nicht immer weiß, was er redet!" erwiderte Nordheim und erzählte dem ehemaligen Schulkameraden die Szene, die ſich abgeſpielt hatte. Dieſer wußte ſich vor Staunen gar nicht zu faſſen, nahm aber ſchließlich die Sache auch von der ſcherzhaften Seite und meinte, daß er — nach dieſer erſten Probe ſeines Talentes zum Eheſtifter zu urteilen — kein beſonderes Glück in dieſem Geſchäftszweige machen dürfte. Die Ankunft einiger Kameraden unterbrach die Unterhaltung über dieſen Gegenſtand, die Karten wurden hervorgeholt, und bald begann der wilde Streit um das Glück.

Nalge blieb bis gegen Mitternacht bei der Geſellſchaft und verfolgte wie gewöhnlich den Gang des Spieles mit der lebhafteſten Teilnahme, ohne jedoch ſelbſt einen Satz zu wagen. Er hatte nicht den mindeſten „Spurius" — vermutlich, weil er, wie Nordheim ſpöttiſch meinte, ſich mit ſeiner unbewußten Heiratsviſion ſo ganz und gar ausgegeben hatte, daß ihm nicht der kleinſte Reſt von ſeiner berühmten Ahnungsgabe mehr übrig geblieben war. Der Rittmeiſter war dagegen auffallend vom

Glücke begünſtigt und deshalb in ganz beſonders unternehmungsluſtiger Stimmung. Er ſpielte weiter, verlor ein paar hohe Einſätze und war, ehe er ſich deſſen verſah, vollſtändig „abgeſotten“. — „Glück in der Liebe, Unglück im Spiel!“ ſagte er achſelzuckend zu ſeinem Freunde, dem Grafen, als er ſich vom Spieltiſche zurückzog. — „Du glaubſt doch nicht im Ernſte an den Unſinn, den dir Caglioſtro vorgeſchwatzt hat?“ erwiderte der Graf. „Warum denn nicht?“ entgegnete Nordheim. „Tatſache iſt, daß der Menſch ein Hellſeher iſt.“ — „Heilige Einfalt!“ lachte der Graf auf, „wie kann man ſich nur ſo etwas weismachen laſſen!“ — „Scherz bei Seite!“ verſetzte der Rittmeiſter; „in dieſem Nalge ſteckt etwas Geheimnisvolles, beinahe Unheimliches!“ — „Er hält euch alle zum beſten!“ gab der Graf ungläubig zurück. „Der Schalk gefällt ſich in der Rolle eines außerordentlichen Menſchen und hat ſeine Freude daran, wenn ſich Leichtgläubige finden, die ſeinen Hokuspokus ernſt nehmen.“ — „Nein, nein, es iſt gewiß etwas Wahres an der Sache!“ verſicherte Nordheim ernſthaft. „Schon im Kadettenhauſe hatte er ſeine Viſionen, und ich ſelbſt habe dort einmal eine wunderbare Geſchichte mit ihm erlebt.“ — „Die wahrſcheinlich ebenſo gut fingiert war, wie der heutige Zauber mit dem bewußten und dem unbewußten Traum!“ fiel der

Graf dem Rittmeiſter ins Wort. — „Nein, nein, höre nur!“ erwiderte dieſer. „Nalge war — das will ich von vornherein zugeſtehen, — ein ſchrecklich abergläubiſcher Junge. Er hatte den Kopf immer voll der grauſigſten Geſpenſtergeſchichten, die er alle aufs Wort glaubte, und träumte das abenteuerlichſte Zeug zuſammen, das ſich nur denken läßt. Eines Abends während der Erholungsſtunden ſaßen wir an unſerem Tiſche beiſammen und plauderten über gleichgültige Dinge. Es dämmerte bereits; die übrigen Kameraden hatten ſich an die Fenſter gedrängt, um das Reſtchen Tageslicht, das in den Saal fiel, noch auszunützen. Vor uns war nichts als eine Reihe von fünf oder ſechs ſchwarz angeſtrichenen Tiſchen. Plötzlich ſprang Nalge unter allen Anzeichen heftigen Schreckens von ſeinem Stuhle empor und ſtierte mit weit vorgehaltenem Kopfe nach einem der vorderſten Tiſche hin. „Was haſt du denn?“ fragte ich ihn. Er ſah ganz bleich und verſtört aus, und ſeine Lippen bebten, als wollte er antworten und vermöchte es nicht. „Entſetzlich!“ lallte er endlich mit ſchreckgelähmter Zunge. „Aha — du haſt gewiß wieder einmal Geſpenſter geſehen!“ lachte ich. Aber er ſchüttelte unwillig mit dem Kopfe und erwiderte: „Lache nicht — es war zu ſchrecklich! Dort zwiſchen den beiden vorderſten Tiſchen ſah ich plötzlich den Kopf meines Bruders

kreideweiß und mit einem furchtbar ſtarren Blick emportauchen. Paul — mein armer Paul!“ ſtöhnte er und Tränen ſtürzten aus ſeinen Augen. „Nun, nun!“ beſchwichtigte ich, und mich überlief ſelbſt ein Gruſeln, „was ſoll denn mit ihm ſein?“ — „Weiß ich es denn?“ erwiderte er ſchluchzend. „Gewiß iſt ihm ein Unglück widerfahren!“ Ich ſuchte ihm dieſe Befürchtung ſo gut wie möglich auszureden, aber es nützte mir nichts. Paul war der jüngere Bruder Leos, der noch im Vaterhauſe lebte, ein zehnjähriger Knabe, den Nalge aufs zärtlichſte liebte. — Er hatte mir ſchon manchmal von ſeinem Bruder und den tollen Streichen erzählt, welche die beiden zuſammen ausgeführt hatten. Nach den letzten Nachrichten, die Leo vom Hauſe erhalten hatte, war der Junge friſch und geſund und nicht der mindeſte Anlaß zu irgendeiner Beſorgnis vorhanden. Allerdings brauchte damals noch ein Brief aus der fernen Heimat Nalges fünf oder ſechs Tage, bis er an ſeine Adreſſe gelangte, denn die Eiſenbahn führte zu jener Zeit noch nicht dort hinunter. Und in fünf oder ſechs Tagen kann ſich gar manches ereignen. Leo blieb ſteif und feſt dabei, ſeinem Bruder Paul müſſe etwas Schlimmes zugeſtoßen ſein. Und er hatte recht! Eine Woche ſpäter erhielt Nalge einen Brief von ſeinem Vater, in dem dieſer ihm anzeigte, daß Paul auf einen

hohen Baum geklettert sei, um einen Ball, der sich dort oben zwischen den Aesten verfangen hatte, herabzuholen. Er wagte sich auf einen morschen Ast zu weit hinaus, der Ast brach und Paul stürzte, das abgesplitterte Stück krampfhaft umklammernd, in die Tiefe. Beim Aufschlagen auf den Boden stieß er sich das Aststück in die zum Angstrufe geöffnete Rachenhöhle, und dasselbe drang ihm durch die Gaumendecke ins Gehirn, so daß der unglückliche Knabe tot auf der Erde liegen blieb. Und dies geschah an demselben Tage, just zu derselben Stunde, da Nalge seine Vision hatte. Du wirst wohl zugeben, daß von Spiegelfechterei in diesem Falle gewiß nicht die Rede sein kann."

Der Graf gab zu, daß hier allerdings ein merkwürdiges Spiel des Zufalles vorliege, fand jedoch dasselbe durch den Umstand erklärt, daß Nalge überhaupt die Neigung zu abergläubischer Ueberspanntheit hatte, und die Visionen nichts Ungewöhnliches bei ihm waren. Bei solcher Veranlagung sei es kein Wunder, wenn zuweilen eine Vision oder eine vermeintliche Vorahnung mit einem Ereignisse zusammentreffe, das mit jener in einem scheinbaren Zusammenhange stehe. „Glaube mir," schloß der Graf seine Auseinandersetzung, „alle Cagliostros sind Betrüger, bewußte oder unbewußte, Schwindler oder selbst Betrogene." —

„Das ist eben deine Ansicht," erwiderte Nordheim achselzuckend, leerte sein Glas und lud den Freund zum Aufbruche ein. In diesem Augenblicke aber trat Nalge in die Wachtstube. Er sah sehr bleich und aufgeregt aus und wechselte mit dem Wachtkommandanten, der von seinem Regimente war, einige Worte. Dieser nickte zustimmend, und der Leutnant näherte sich hierauf der stark zusammengeschmolzenen Gruppe der Spieler, um, wie er es häufig tat, den „Kiebitz" zu spielen. Nordheim bemerkte wohl, daß mit seinem ehemaligen Schulkameraden irgend etwas vorgegangen sein müsse, zumal die Stunde, während welcher er sich strengstens vom Spiele fernzuhalten pflegte, noch lange nicht vorüber war, die Rückkehr des Leutnants somit einen besonderen Grund haben mußte. „Der scheint heute wieder einmal seinen Spuktag zu haben!" flüsterte er dem Grafen zu, der durch ein spöttisches Lächeln sein Einverständnis zu erkennen gab. Der Rittmeister trat neben Nalge hin und fragte ihn geradezu, was ihn zu so ungewöhnlicher Zeit noch einmal nach der Hauptwache geführt habe. — „Oh, nichts Besonderes!" erwiderte dieser betreten — „ich habe vergessen, den Schlüssel zu meiner Wohnung zu mir zu stecken, und wollte zu so später Stunde meine Hausleute nicht aus dem Schlafe wecken." — „Das machst du mir nicht weis,

Leo!“ entgegnete der Rittmeiſter. „Ich wette Zehn gegen Eins, daß du deinen Wohnungsſchlüſſel wohlgeborgen in der Taſche haſt.“ Nalge fuhr raſch mit der Hand nach der Taſche und drückte die Finger gegen die Stelle, wo der Schlüſſel ſaß, wobei er den Rittmeiſter ganz verblüfft anſtarrte. „Siehſt du wohl, daß ich recht habe!“ lachte Nordheim; „wüßteſt du nicht, daß der Schlüſſel dort verwahrt iſt, ſo hätteſt du nicht bloß nach dieſer einen Stelle getaſtet!“ — „Schweig' doch nur ſtille, ich will dir die Wahrheit ſagen!“ wehrte der Leutnant ab und zog den Freund beiſeite. „Denke dir nur, was mir widerfahren iſt!“ berichtete er. „Ich trete in mein Zimmer ein, nähere mich dem Nachttiſchchen, um Licht zu machen, da tritt mir geräuſchlos eine Geſtalt entgegen. Ueberraſcht pralle ich zurück; mein Auge ſucht die Finſternis zu durchdringen, um den unerwarteten Gaſt beſſer wahrzunehmen. Der aber nimmt im Näherrücken beſtimmtere Formen an und wird, wie von eigenem Lichte durchſchimmert, in fahlen Farben ſichtbar, und zu meinem Schrecken erkenne ich jetzt meine eigene Geſtalt, die mit erhobenem Arm nach der Tür deutet. Du weißt, Auguſt, daß ich nicht furchtſam bin; hätte ich etwas Lebendiges, Greifbares vor mir gehabt, ich wäre ihm beherzt auf den Leib gerückt. Aber dieſes bleiche Geſpenſt meines eige-

nen Ich machte mich ſchaudern, und ich wich davor zurück wie vor etwas Ungeheurem und Uebernatürlichem; nicht einmal anzurufen vermochte ich's, denn der Ton erſtickte mir in der Kehle. Schritt um Schritt drängte mich die Erſcheinung bis an die Türe, die noch offen ſtand, und mit einem Satze war ich draußen und ſchloß im Nu das Zimmer vor mir zu. Die Erſcheinung folgte mir nicht, aber rings um mich war ein unheimliches Weben und Drängen, laut- und lichtlos zwar, aber deſto fühlbarer. Es war, als ob die Finſternis tauſend Hände nach mir ausſtreckte, deren Fingerſpitzen mich rings umſtarrten, ohne mich zu berühren. Und ich wagte es nicht, den Kopf zu wenden, ja ich ſchloß ſogar die Augen, aus Furcht, überall, wohin mein Blick ſich kehren würde, neue Spukgeſtalten zu erblicken. Wie ich über die Treppe und aus dem Hauſe gekommen bin, weiß ich dir wahrhaftig nicht zu ſagen; ich glaube, die Schatten, die ich fürchtete, haben mich geleitet. Erſt, als ich wieder auf der Straße war, kam ich zum klaren Bewußteſin deſſen, was mit mir vorgegangen war, und ich wäre um keinen Preis der Welt in das Haus zurückgekehrt. Der Kamerad von der Wache hat mir bereitwilligſt eines von den Ruhebetten zur Verfügung geſtellt, und ich werde den Reſt der Nacht hier zubringen."

„Du machſt dir heute viel mit dir ſelbſt zu

ſchaffen!“ bemerkte der Rittmeiſter in ſpöttiſch-mitleidigem Tone. Erſt jener Traum, und nun wieder dieſe Selbſtbegegnung . . .“

„Du haſt recht, Auguſt!“ entgegnete Nalge ernſt. „Aber das kommt nicht aus mir; es liegt — möcht' ich ſagen — in der Luft. Den ganzen Tag ſchon habe ich das Gefühl, als drohe mir von irgendwoher ein Unglück.“

„Weißt du was?“ erwiderte der Rittmeiſter lachend, „wage zur Abwechſelung einmal ein „Va banque“ ohne Spurius. Auf dieſe Weiſe retteſt du den Ruhm deines Ahnungsvermögens und findeſt dich in möglichſt ungefährlicher Weiſe mit dem drohenden Verhängnis ab.“

Aber Nalge war geradezu entſetzt über dieſen Vorſchlag, in dem er eine dreiſte Herausforderung der höheren Mächte erblickte. Der Rittmeiſter kannte ſeinen Kameraden Leo viel zu genau, als daß er ſich auch nur der geringſten Hoffnung hingegeben hätte, denſelben ſchließlich doch noch zu dem von ihm vorgeſchlagenen Verſuche, das Schickſal über den Löffel zu barbieren, bekehren zu können; er verabſchiedete ſich deshalb kurz und machte ſich mit dem Grafen auf den Heimweg. Unterwegs erzählte er dieſem die neueſte Spukgeſchichte Caglioſtros und mußte dem Grafen wenigſtens in dem einem Punkte beiſtimmen, daß der Herr Leutnant

Leo Nalge von Königshausen mit seinen unaufhörlichen Beziehungen zur Geisterwelt im Grunde genommen doch mehr komisch als interessant sei.

Um so erstauntere Gesichter machten die beiden Herren am nächsten Tage, als die Geschichte von einem Ereignisse, in dem Nalge eine Hauptrolle spielte, die Runde durch die ganze Stadt machte. Der Leutnant wohnte im obersten Stockwerke einer großen, neu und federleicht gebauten Mietskaserne, wie sie zu jener Zeit in der rasch aufblühenden Industriestadt gleich Pilzen aus der Erde schossen. Unter dem Dachboden war in einer Ecke eine schwere Last von Ziegeln aufgeschichtet worden, die beim Pflastern des Estrich überzählig geblieben, und zum Gegenstande eines Streites zwischen Hausbesitzer und Bauunternehmer geworden waren. Jener wollte die Ziegel nicht behalten, dieser sie nicht abführen lassen, und so lagen sie bereits über Jahr und Tag an Ort und Stelle aufgetürmt, und an dem Gebälk, das diese schwere Last tragen mußte und dem Luft und Licht durch dieselbe entzogen ward, fraß unterdessen lustig der Hausschwamm, und die Kartenblattwand, auf welcher die Ziegel ruhten, bog sich unter der unberechnetermaßen ihr zugemuteten Ueberbürdung wie eine Stange Siegellack an der Sonne, und eines schönen Morgens ging die Geschichte aus den Fugen. Das war aber ge-

rade der Morgen nach jener Nacht, in der Nalge durch seine Selbstvision aus dem Hause getrieben worden war. Sein Zimmer lag genau unter der überlasteteten Stelle des Dachraumes, und an der eingeknickten Wand stand sein Bett. Ein donnerähnliches Gepolter scheuchte gegen drei Uhr morgens die Einwohner des Hauses aus ihren Betten, und als dieselben erschreckt nach der Ursache des Lärmes forschten, zeigte sich's, daß ein Stück Hausecke in die Straße und ein Stück Dachboden in das darunter gelegene Stockwerk hinabgefallen war. Nalges Zimmer war mit dem streitigen Ziegelquantum und den Trümmern der Decke und des Estrichpflasters so vollständig angefüllt, daß für den Leutnant selbst kaum noch Platz genug zum Atemholen darin übrig geblieben wäre, denn der Steinhaufen, der sich über der Lagerstätte desselben aufgetürmt hatte, war wuchtig genug, um einige Dutzend Leutnants-Brustkästen plattzudrücken. So hatte Nalges Traumgesicht von seiner Selbstrettung durch dessen spukhafte Selbstbegegnung in der letzten Nacht und die Todesgefahr, welcher der Leutnant durch sie glücklich entronnen war, auf wunderbare Weise seine Erfüllung gefunden, und Graf Hohenburg konnte auf Nordheims Frage, ob er nach dem Vorgefallenen noch immer eine so geringe Meinung von den Visionen des Leutnants habe, nur mit jenem

rat- und hilflosen Achselzucken antworten, das die letzte Zuflucht der Zweifler ist.

Dem Rittmeister wollte aber seit jener Zeit die schöne, reiche Bankierstochter, die Nalge in seinem hellseherischen Schlafe als Nordheims Frau bezeichnet hatte, nicht mehr aus dem Kopfe. Welch eine glänzende Aussicht auf die Zukunft eröffnete sich da vor dem mittellosen, jungen Offizier, der bis dahin stets vor der bangen Frage gestanden hatte, ob es ihm überhaupt möglich sein werde, seine Offizierscharge gegen die drängenden Gläubiger auf die Dauer halten zu können! Und weshalb sollte die unbewußte Weissagung des Leutnants nicht in Erfüllung gehen? Nordheim war ein hübscher, gebildeter junger Mann, und der Weg zu den höchsten militärischen Rangstellen stand dem kaum sechsundzwanzigjährigen Rittmeister offen.

Es war Nordheim ein leichtes, sich Zutritt in das Haus Ruggiettis zu verschaffen. Auch die Annäherung des Rittmeisters an Fräulein Emmeline vollzog sich ohne Schwierigkeiten. Das Mädchen sah es mit Wohlgefallen, daß der Kreis der Trabanten, der es umgaukelte, sich um eine so ansprechende Erscheinung vermehrte. Das Mädchen hatte sich noch für keinen entschieden, und bei ihrem oberflächlichen Wesen, dessen hervorragende Charakterzüge Eitelkeit und Protzenhochmut waren,

ſtand zu erwarten, daß für die Entſcheidung weniger eine tiefe und wahre Herzensneigung, als vielmehr Umſtände ganz anderer Art, wie zum Beiſpiel ein glänzender Name, großer Einfluß, begehrenswerte Beſitztümer und dergleichen mehr maßgebend ſein würden. Auch der Wille des Vaters fiel ſchwer, ja vorausſichtlich ſogar entſcheidend in die Wagſchale, und es war nicht anzunehmen, daß derſelbe ſich einer Verbindung Emmelinens mit einem verſchuldeten Offizier ohne Namen und Mittel günſtig zeigen werde. Nichtsdeſtoweniger ging Nordheim guten Mutes auf ſein Ziel los. Er war klug und vorſichtig genug, um ſeine Abſicht nicht merken zu laſſen. Auch dem Mädchen gegenüber hielt er ſich ſtrenge innerhalb jener Schranken, die einem Bewunderer, der keine weitergehenden Wünſche und Hoffnungen nährt, vorgezeichnet ſind. Er mußte ſich allerdings ſagen, daß er bei einem ſolchen Verhalten ſein Ziel niemals erreichen könne, wenn nicht ein Wunder zu ſeinen Gunſten geſchah; doch baute er mit blindem Vertrauen auf Nalges Seherkraft. Wenn ihn von Zeit zu Zeit die Zuverſicht in Nalges Prophetengabe im Stiche ließ, ſo quälte ihn übrigens immer nur der Gedanke, daß ihm die reiche Mitgift entgehen könnte, niemals aber der, daß in dieſem Falle auch das ſchöne Mädchen für ihn verloren war. „Es geht mir mit den Weibern

wie mit den Blumen!“ ſagte er einmal zum Grafen, als dieſer ihn nach dem Stande ſeines Verhältniſſes zu Emmelinen befragte; „die eine ſteckt man ſich mit innigem Behagen an die Bruſt, die andere findet man nur bewundernswert im prächtigen Park oder auf koſtbarem Blumenſtänder. Fräulein Ruggietti möchte ich ohne den goldenen Blumenſtänder ihrer Mitgift nicht geſchenkt.“ — Und doch war Emmeline eine Schönheit, die auch ohne die Millionen des Herrn Papa begehrenswert erſchien, und ſie fand auch bald, nachdem der Rittmeier jene Aeußerung getan hatte, einen Bewunderer, der, weit entfernt, nach dem goldenen Blumenſtänder lüſtern zu ſein, auf den Nordheim ſo ſehr erpicht war, ſich vielmehr großmütig bereit zeigte, noch reicher zu vergolden, um nur die auf ihm prangende Blume zu gewinnen.

Emmeline ging während der Hochſaiſon für einige Wochen nach der Reſidenz zu Verwandten, die viele Verbindungen mit der hohen Geſellſchaft hatten und ſelbſt ein großes Haus führten. Sie ſollte das Leben der Großſtadt kennen lernen und ihren Geſichtskreis in einem, ihrem Berufe zur feinen Weltdame entſprechenden Maße erweitern. Die großen Bälle und Feſtlichkeiten, die Modeſalons, die Theater, die Kunſtſchätze der Reſidenz ſollten als Bildungsſtoff zum Abſchluſſe der Er-

ziehung der Provinzmillionärin dienen. Die junge Schülerin zeigte sich ebenso wissensdurstig wie gelehrig, sie genoß das weltstädtische Leben mit vollen Zügen und hatte die Genugtuung, auch in den größeren und glänzenderen Kreisen, in denen sie sich hier bewegte, bald bemerkt zu werden. Die Löwen der Residenz fingen an, sich für die fremde, junge Dame zu interessieren, die bald im Theater, bald im Konzertsaal, bald auf diesem oder jenem Eliteballe zu sehen war. Jede neue Erscheinung fällt auf und reizt die Neugierde; in einem Falle aber, wo die neue Erscheinung durch Jugend, Schönheit und Reichtum glänzt, steigert sich die Neugierde alsbald zur Bewunderung und Begehrlichkeit. Emmeline wurde zum Tagesgespräch der heiratsfähigen armen Kavaliere, und mehr als einer von ihnen beschäftigte sich ernstlich mit dem Gedanken, diese Perle in seine sieben- oder neunzackige Krone zu setzen. Allein den Herren war in aller Stille ein Nebenbuhler erstanden, der mächtig genug war, die gesamte Blüte der Ritterschaft aus dem Felde zu stechen.

Fürst Bruno hatte die schöne Bankierstochter während einer Vorstellung im Hoftheater von seiner Loge aus bemerkt, und sein jugendliches Herz entbrannte sofort für diese exotische Schönheit, die in die langweilige Galerie bekannter Gesichter, die sich

hier jeden Abend vor den Blicken des jungen Fürsten auftat, eine ebenso interessante wie angenehme Abwechselung brachte.

Fürst Bruno hatte eben erst sein zwanzigstes Lebensjahr angetreten. Obgleich unter der frommen Obhut der Jesuiten aufgewachsen, war aus ihm doch ein Weltkind im weitesten Sinne des Wortes geworden, und wenn er sich auch in Staatsangelegenheiten willig der Leitung seiner Lehrmeister und ihrer Organe unterzog, so wußte er sich doch hinsichtlich seiner persönlichen Neigungen die unbeschränkteste Freiheit zu bewahren. Die Neigungen ließen die strenge, geistliche Zucht, unter welcher der Fürst seine Kindheit und erste Jugend verlebt hatte, kaum erkennen. Fürst Bruno war durch und durch Soldat und außer dem Militärwesen, dem er sein Interesse fast ausschließlich zuwandte, hatte er nur noch Sinn für die Jagd, schöne Pferde und schöne Weiber. Die herrschende Hofpartei war eifrigst bemüht, die Liebhabereien des jungen Fürsten zu begünstigen, weil sie in ihnen das beste Mittel erkannte, die Aufmerksamkeit des Regenten von den Staatsgeschäften abzulenken und für ihr eigenes politisches Walten freie Hand zu gewinnen. Das Land hatte schwere Stürme durchgemacht und gewaltige Umwälzungen erfahren; es handelte sich jetzt darum, alles wieder in das alte Geleise zurück-

zuführen, und bei dieſem Geſchäfte wollten die leitenden Perſönlichkeiten möglichſt ungeſtört ſein. Der Miniſter, der an der Spitze der Regierung ſtand, und zu ſeiner Zeit ſo viel Stoff zur Skandalchronik der hohen Geſellſchaft geliefert hatte, daß ihn ein bißchen Mätreſſenwirtſchaft auch jetzt nicht im geringſten geniert hätte, war ebenſo wie der vertraute Mentor und Oberſthofmeiſter des jungen Fürſten ganz der Mann dazu, um einer ſolchen Wirtſchaft die Bahn zu öffnen und zu ebnen. Aber Fürſt Bruno war eine viel zu ſchlichte und anſpruchsloſe Natur, um an Ausſchweifungen im großen Stile irgendwelchen Geſchmack zu finden. Er begnügte ſich damit, ſeinen augenblicklichen Neigungen zu folgen, und ſo kam eine Sängerin, die über ihre erſte Blütezeit hinaus war, zu der hohen Ehre, die erſten Gunſtbezeugungen des jugendlichen Fürſten zu empfangen. Später wußte man ſich eine romantiſch-idylliſche Geſchichte aus der Gebirgswelt zu erzählen, deren Heldin eine echte Landſchöne war. Emmeline leuchtete wie ein Meteor in die bis dahin ſo ſtill und beſcheiden verlaufene Herzensgeſchichte des jungen Fürſten hinein. Das war kein gewöhnliches, galantes Abenteuer mehr — das war der Anlauf zu einem hiſtoriſchen Roman! Aber Fürſt Bruno hatte durchaus keine Anlage zum Romantiker, und ſo nahm auch dieſe

Geschichte einen ganz prosaischen Verlauf. Signor Ruggietti gelangte in den Besitz der Konzession für eine durch eine Reihe von Jahren laufende Wohltätigkeitslotterie — das war ein Geschenk von etwa einer Million, und was tut ein goldsüchtiger Italiener nicht alles für eine Million, selbst wenn er deren schon mehrere besäße. Die Million, und was darüber hinausging, bezahlte das wohltätige Publikum, der wohltätige Zweck wurde ebenfalls erfüllt, und Emmeline erhielt einen Major aus der Umgebung des Fürsten Bruno zum Gemahl. So löste sich alles in Wohlgefallen auf, ohne alle Romantik. Wenn sich in alten Zeiten die Könige amüsierten, so ging das nicht ohne Mord und Totschlag ab; heutzutage ist die Welt gesitteter und sanftmütiger geworden. Es gibt keine privilegierten Hofnarren mehr, welche die Frauen und Töchter ehrlicher Leute in die Schlafgemächer ihrer Herren schleppen, wie in „Rigoletto", und es kommt auch nicht mehr vor, daß schließlich der Vater sein entehrtes Kind als eingesackte Leiche zurückerhält, wie in dieser abscheulichen Oper. O nein! Die Damen legen sich ganz von selbst ihren durchlauchtigsten Anbetern zu Füßen, und mit dem Herrn Papa, falls einer vorhanden ist, verständigt man sich auf die anständigste Weise von der Welt. In diesem humanen Geiste entwickelte und vollzog sich auch das kleine galante Abenteuer

des jungen Fürſten Bruno, der ſich natürlich um die Einzelheiten des Uebereinkommens nicht im geringſten kümmerte, ſondern dieſe Sorge ſeinem ſachkundigen Oberſthofmeiſter überließ und nur die ſüße Frucht genoß, die ihm, dank den Bemühungen dieſes letzteren, reif in den Schoß fiel. Alle Beteiligten waren vollkommen zufriedengeſtellt, nur der Rittmeiſter Nordheim nicht, der in ſeinem Herzen dem Leutnant Nalge die bitterſten Vorwürfe darüber machte, daß er ſich ſo ſchlecht aufs Prophezeien verſtand, ſobald eine Sache nicht ihn ſelbſt, ſondern eine andere Perſon anging. Statt einer glänzenden Partie mußte er durch Nalges hellſeheriſche Seitenſprünge ſo arg in die Irre geführte Rittmeiſter nun neue Schulden machen, um den Aufwand ſeines Verkehrs im Hauſe des Millionärs zu decken, und voll grimmigen Neides blickte er — nicht auf den Fürſten Bruno, der die reizende Blume gebrochen, wohl aber auf den Major, der den goldenen Blumenſtänder davongetragen hatte.

Aber die Vorwürfe wie der Neid des Rittmeiſters erwieſen ſich als völlig ungerechtfertigt. Das vergoldete Eheglück des Gatten Emmelinens hatte auf dieſen eine merkwürdige Wirkung; er wurde gelb, wie die Dukaten ſeiner ſchönen, jungen Frau, und dürr, wie das Krümchen ehelicher Zärtlichkeit, womit ſie ihn abſpeiſte. Es gab Leute,

die wissen wollten, daß der Major nicht das richtige Verständnis für die ebenso ehrenvolle wie vorteilhafte Stellung besessen habe, in die er durch seine Verbindung mit Emmelinen getreten war, und daß sich der Aerger über sein zu spät erkanntes Unvermögen, sein Ehrgefühl und seine Ansprüche an die Zuneigung und Treue der ihm angetrauten Gattin den gegebenen Verhältnissen anzupassen, ihm auf die Galle, wenn nicht gar aufs Herz geworfen habe. Das war aber nichts weiter als alberner Klatsch; der Hausarzt der Familie Rugietti, ein Geheimer Sanitätsrat, der es folglich ganz genau wissen mußte, gab sein Gutachten dahin ab, daß der Herr Major einfach an Leberanschoppungen leide, und schickte ihn aus einem Bad in das andere, bis der Leidende zuletzt dauernden Schutz vor allen Gebrechen des Leibes und der Seele in der prächtigen, höchst solid ausgemauerten Familiengruft der Ruggietti fand. Der goldene Blumenständer nebst der interessanten jungen Witwe war somit wieder zu haben.

Der Rittmeister Nordheim hatte zu dieser Zeit gerade jenen höchsten Entwicklungsgrad von finanzieller Zerrüttung erreicht, auf den mit eiserner Notwendigkeit nichts anderes mehr folgen konnte als eine reiche Partie oder eine Kugel vor den Kopf. Bevor er sich entschloß, das letztere, sicherere,

aber zugleich auch unangenehmere Mittel zu wählen, wollte er doch noch einen Versuch mit dem ersteren unternehmen. Die Gelegenheit war günstig. Er machte der Witwe des Majors, die ihre Trauerzeit in der Zurückgezogenheit des väterlichen Hauses verbrachte, eine Beileidsvisite, wurde sehr huldvoll aufgenommen und angelegentlich zum Wiederkommen eingeladen. Das war vielversprechend. Bei einem späteren Besuche wurde der Rittmeister auch vom Papa Bankier mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit behandelt, in ein vertrauliches Zwiegespräch mit Prima-Havanna-Begleitung gezogen und im Verlaufe der Unterhaltung gefragt, ob er nicht Lust hätte, in die bevorzugte dienstliche Stellung einzutreten, die der verstorbene Major bei Lebzeiten innegehabt hatte und die noch nicht wieder besetzt war. Das war unzweideutig. Nordheim erklärte dem Bankier, der diese Frage mit einer Kaltblütigkeit und Zuversicht an ihn gestellt hatte, als handelte es sich dabei nicht um ein Bestallungsdekret, sondern um eine Aktie oder einen Platzwechsel, daß er sich glücklich schätzen würde, wenn ihm der Bankier seine einflußreiche Verwendung in diesem Sinne zuteil werden lassen wollte, daß er jedoch bei seinem gänzlichen Mangel an Verdiensten und Beziehungen kaum hoffen dürfte, einer solchen Auszeichnung für würdig be-

funden zu werden. Die Verdienste ließen sich bei Zeit und Gelegenheit wohl nachholen, erwiderte der Bankier schmunzelnd, und was die Beziehungen anbelange, so hätte ja der bisherige Inhaber der fraglichen Stellung auch keine solchen gehabt, bevor er Emmeline geheiratet habe. Das war entscheidend. Nordheim nahm einen tollkühnen Anlauf und bat den Bankier ohne Umschweife, seiner Großmut die Krone aufzusetzen und ihm zu dem ins Auge gefaßten Zweck auch das bereits bewährte Mittel zur Erreichung desselben, Emmelinens Hand, zu geben. Ruggietti zeigte sich weder erstaunt noch empört ob dieser Zumutung; er tat im Gegenteil so, als habe er Nordheims Bewerbung erwartet, und wenn er auch nicht gleich Ja und Amen sagte, so erhob er doch keinerlei Einwendungen, sondern suchte sich nur Gewißheit darüber zu verschaffen, ob und inwieweit das Verständnis des Rittmeisters für die Natur der „Beziehungen", in die er durch seine Vermählung mit Emmeline treten sollte, richtiger oder wenigstens anpassungsfähiger war, als dies bei dem verstorbenen Major der Fall gewesen. Die Auseinandersetzungen, die nun folgten, ließen an geschäftsmäßiger Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Soweit dieselben unmittelbar die Person Nordheims betrafen, befriedigten die von Ruggietti gestellten Bedingungen den Rittmeister allerdings

nicht vollständig. Es zeigte sich, daß der „Blumenständer“ nicht von Gold, sondern nur vergoldet war, und daß es ausschließlich von der Gunst oder der guten Laune des Herrn Papa abhing, ob und in welchem Maße er die Vergoldung erforderlichen Falles erneuern wolle. Eine Mitgift bewilligte der geldhungrige Italiener seinem Kinde nicht. „Wozu auch?“ meinte er schmunzelnd. „Ich kann das Geld in meinem Geschäfte besser brauchen und verwerten, und nach meinem Tode gehört ja doch alles Euch!“ Dagegen ließ sich der Bankier zu anderweitigen, großmütigen Konzessionen herbei. Er bot dem Schwiegersohn in spe ein ganz respektables Sümmchen gegen ein Wechselchen auf Sicht an, das „der Form halber“ als Rechnungsbeleg für ewige Zeiten in der feuerfesten Kasse des Schwiegervaters begraben werden sollte. Mit diesem Gelde sollte Nordheim sich von allen seinen Verpflichtungen freimachen und sich den neuen glänzenden Verhältnissen entsprechend mit allem Erforderlichen ausstatten. Außerdem übernahm der Bankier auch noch vertragsmäßig die Verpflichtung, für sämtliche Bedürfnisse des gemeinschaftlichen Haushalts, sowie im besonderen für diejenigen der jungen Frau vollständig und im reichlichsten Maße aufzukommen. Hiernach wurde Nordheim in die Lage gesetzt, seine Schulden zu bezahlen, seine persönliche Ausstattung

auf splendidestem Fuße zu vervollständigen und hinfort ein sorgenloses komfortables Leben mit der Aussicht auf die dereinstige Millionenerbschaft zu führen. Das genügte, um das Stückchen Blei, das in der anderen Wagschale der augenblicklichen Lebensbilanz des Rittmeisters lag, aufzuwiegen. Die kleinen Nebenbedingungen und Vorbehalte, die mit Bezug auf Nordheims eheherrliche Rechte und Pflichten gestellt wurden, machten dem Rittmeister, dessen Herz frei von jeder Eifersucht war, keine Kopfschmerzen. Er nahm dieselben an und brachte nun die Angelegenheit auch noch mit Emmeline in Ordnung, die ihm zu seiner nicht geringen Genugtuung erklärte, daß sie ihn unter allen vorgeschlagenen und offenkundigen Bewerbern um ihre Hand wegen seiner Anspruchslosigkeit von jeher am liebsten gesehen habe. Das war allerdings eine Eigenschaft, die unter den obwaltenden Verhältnissen dem künftigen Gatten Emmelinens einen großen Vorzug verlieh.

Mit kaufmännischer Pünktlichkeit erfüllte Ruggietti die dem Rittmeister gemachte Zusage, sich für ihn wegen der erledigten Stelle zu verwenden, und nach wenigen Wochen hatte seine Verwendung auch den gewünschten Erfolg. Wenn man „Beziehungen" zu einem Obersthofmeister hat, so lassen sich derlei Angelegenheiten sehr rasch ord-

nen. Auch die zur Abkürzung des Witwenjahres erforderlichen, weltlichen und geistlichen Dispense wurden ohne Schwierigkeit und Zeitverlust erwirkt. Es waren triftige Gründe vorhanden, die Wiederverehelichung der jungen Witwe möglichst zu beschleunigen und sie dadurch der Residenz und der Gesellschaft zurückzugeben, und auch Nordheim hatte nichts dagegen, je eher je lieber in ein Verhältnis einzutreten, das dem Elend seiner bisherigen Existenz ein Ende machte und ihm die Aussicht auf eine wohlgesicherte Zukunft eröffnete. Drei Monate nach dem Tode des Majors war Emmeline die angetraute Gattin Nordheims, und die Prophetengabe des Leutnants Leo Nalge von Königshausen hatten nun doch ihre Bestätigung erhalten.

Der Rittmeister gefiel sich anfangs in der Stellung als Mann seiner Frau ganz gut. Ruggietti hielt sein Versprechen, für die auskömmliche Existenz der jungen Leute zu sorgen, in wahrhaft glänzender Weise. Eine prachtvolle Wohnung mit zahlreicher Dienerschaft, ein gediegen ausgestatteter Stall mit Wagen- und Reitpferden stand zu ihrer Verfügung. Emmeline hatte unbeschränkten Kredit bei den ersten Modehändlern und Putzmacherinnen, in den vornehmsten Juwelier- und Galanterieläden — und der Papa Bankier bezahlte pünktlich zu Neujahr ihre Rechnungen, ohne auch nur ein Wort

des Vorwurfes oder selbst nur der gütigen Mahnung zu größerer Sparsamkeit fallen zu lassen, obgleich der Betrag dieser Rechnungen schon im ersten Jahre die Zinsen der Million, die Ruggietti den Reizen seines Kindes zu verdanken hatte, beinahe aufzehrte. Auch Nordheim hatte sich gegenüber seinem Schwiegervater nicht über Knauserei zu beklagen. Der letztere ging vielmehr über das Maß dessen, wozu er sich verpflichtet hatte, hinaus und ließ dem Herrn Sohn von Zeit zu Zeit einen Tausender zukommen, damit sich dieser, wie der spaßhafte Bankier sich nach Millionärsart großartig ausdrückte, eine Zigarre daran anzünden könne. Mit seiner Frau verkehrte Nordheim in den ersten Monaten auf einem ganz angenehmen Fuße. Emmeline unterhielt sich, wenn sie bei guter Laune war, recht gerne mit ihrem „anspruchslosen" Gemahl und liebte es, an der Seite des stattlichen jungen Offiziers im Theater und auf dem Korso zu erscheinen. Aber das war alles, und auch dieser armselige Schimmer von ehelichem Zusammenleben hielt nicht lange vor. Der Rittmeister, verblendet durch das harmlos liebenswürdige Entgegenkommen seiner Frau, ließ sich's einigemale beifallen, aus der Rolle des „Anspruchslosen" herauszutreten und sich kleine Einmischungen in die Angelegenheiten des Hauses, ja sogar in die seiner Frau zu gestatten.

Da erfuhr er aber sogleich die schroffste Zurückweisung, und zwar nicht bloß von seiten Emmelinens, sondern auch seitens der Dienerschaft, die darauf schon von der Zeit des seligen Majors her förmlich dressiert zu sein schien. Sein Standpunkt wurde ihm klar gemacht. Die drei Zimmer der Wohnung Emmelinens, die ihm zur persönlichen Benutzung angewiesen waren, die Abteilung des Stalles, in der seine beiden Reitpferde standen, und sein Militärbursche — das war alles, worauf sich sein Machtgebiet erstreckte. Im übrigen war er der Gast seiner Frau, und von dieser allein hing es ab, ob sie ihren Mann in den Bereich ihrer Person und ihres Verkehrs ziehen, oder ihn gleich dem ersten besten Fremden davon ausschließen wollte. Versuchte er eine Annäherung aus eigenem Antriebe, so hatte er zu gewärtigen, daß ihm die Kammerjungfer oder der Bediente unter der Schwelle kurz bedeuteten, die gnädige Frau sei nicht zu sprechen, und daß ihm die Tür vor der Nase zugedrückt wurde. Von einem innigeren Verkehr, wie er sonst zwischen Gatten — namentlich zwischen jung verheirateten — selbstverständlich ist, war schon gar keine Rede. Emmeline brauchte von ihrem Manne nichts als den Namen und die gesellschaftliche Stellung einer verheirateten Frau mit ihren Rechten und Freiheiten; weiter sollte und durfte er ihr nichts

ſein. Der Pakt, den Nordheim mit Papa Ruggietti geſchloſſen hatte, war nicht bloß für ihn, ſondern auch für Emmeline bindend, und wenn dieſe für ihren Gemahl eine wärmere Zuneigung empfunden und ihm freiwillig die Rechte des Gatten eingeräumt hätte, auf die er vertragsmäßig Verzicht geleiſtet, ſo hätte ſie ſich damit nach andrer Seite hin eines Vertragsbruches ſchuldig gemacht. Allein es war in dieſer Beziehung keinerlei Gefahr vorhanden. Emmeline empfand zwar durchaus keine Abneigung gegen ihren Gemahl, aber ihre Eitelkeit und ihr Hochmut ließen den Gedanken gar nicht bei ihr aufkommen, daß ſie ſich jemals einem Bürgerlichen hingeben könnte, nachdem ein Fürſt nach ihren Gunſtbezeugungen geſchmachtet hatte. Nordheim hatte nie nach Emmelinens Liebe verlangt; aber er fühlte trotzdem das Verhältnis, in das er ſich zu ſeiner Frau geſtellt hatte, als eine drückende demütigende Feſſel, und nachdem der günſtige Umſchwung ſeiner äußeren Lage den Reiz der Neuheit verloren hatte und das geſicherte Wohlleben etwas Alltägliches und Selbſtverſtändliches für ihn geworden war, trat der Aerger über die abhängige und nebenſächliche Rolle, die er in ſeinem eigenen Hauſe und ſeiner Frau gegenüber ſpielte, immer lebhafter und nachhaltiger in ſeine Rechte. Was den Rittmeiſter am meiſten verdroß, das war die lie-

benswürdige Aufmerksamkeit, mit der Emmeline die hocharistokratischen Gäste ihres Hauses behandelte, und die Ungeniertheit, mit der diese seiner schönen Frau über seinen Kopf hinweg den Hof machten. Namentlich rief ein junger Ulanenleutnant, ein Fürst Wispenthal, den Unmut und Groll Nordheims dadurch wach, daß er bei Frau Emmeline den Hahn im Korbe spielte, während er den Rittmeister, in dem er doch unter allen Umständen den älteren und höher gestellten Kameraden hätte respektieren müssen, vollständig übersah. Nordheim schwor dem Hochmütigen Rache; aber er durfte ja im eigenen Hause nicht mucksen und außer dem Hause traf er mit dem Fürsten nicht zusammen. Er mußte daher wohl oder übel eine passende Gelegenheit abwarten, um seinen Rachedurst zu stillen, und bis dahin blieb ihm nichts anderes übrig, als dem Verhaßten im eigenen Hause aus dem Wege zu gehen. Er hätte Emmeline höchstens in einer guten Stunde bitten können, den lästigen Gast aus ihrer Nähe zu verbannen; allein das verbot ihm sein Stolz, und außerdem war es noch eine große Frage, ob diese Bitte nicht etwa einen dem beabsichtigten gerade entgegengesetzten Erfolg gehabt hätte. Nordheim zog es daher vor, die Salons seiner Frau zu meiden und seine eigenen Wege zu gehen. Emmeline schien mit dem Fernbleiben ihres Mannes

völlig einverstanden zu sein, und das wurmte diesen noch mehr als die Veranlassung zu demselben. Kurz, das im Anfange ziemlich erträgliche Verhältnis zwischen den beiden Ehegatten gestaltete sich mit der Zeit immer unfreundlicher; denn die Zwischenfälle, welche die Unhaltbarkeit desselben klarlegten, häuften sich von dem Augenblicke an, da die ersten Mißhelligkeiten entstanden waren, immer mehr. Und je ungeduldiger sich Nordheim unter dem ihm aufgelegten Zügel geberdete, desto mehr ließen ihn Ruggietti und Emmeline seine Abhängigkeit fühlen. Die Extratausender blieben aus, die Dienerschaft fing wie auf Kommando an, gegen den Herrn des Hauses unverschämt zu werden, und als es einmal zu einem ernstlicheren Konflikte zwischen den beiden jungen Leuten kam, fand Emmelinens Papa es sogar angemessen, den Herrn Schwiegersohn daran zu erinnern, daß ein gewisses kleines Wechselchen auf Sicht immer noch in der feuerfesten Kasse der Firma Ruggietti ruhe und jeden Tag zur Einlösung präsentiert werden könnte. Aus dieser zarten Andeutung entnahm Nordheim, daß der Bankier entschlossen war, ihn mit einem Schlage zu vernichten, sobald es zu einem offenen Bruche kommen würde. Nordheim fing jetzt an, das Leberleiden seines Vorgängers im Amte und in der Ehe zu begreifen, und er hatte manchmal böse Stunden, in denen die

Frage an ihn herantrat, ob es nicht doch besser gewesen wäre, wenn er seinerzeit statt der reichen Frau das zweite Auskunftsmittel — die bleierne Kugel gewählt hätte.

Noch waren seit der Wiederverheiratung Emmelinens nicht ganz zwei Jahre verstrichen, als ein Ereignis eintrat, das die Lage der Dinge mit einem Male gründlich veränderte: Fürst Bruno vermählte sich. Die kleinen harmlosen Amüsements nahmen ein Ende, und damit fielen zugleich die Bande, die Emmeline bis dahin gefesselt hatten. Es lag jetzt in ihrer Macht, die Bannschranken, die ihren Gatten von ihr trennten, aufzuheben und das in Wirklichkeit zu werden, was sie bis jetzt nur dem Namen nach gewesen war: Nordheims Gattin. Wäre jenes befreiende Ereignis ein Jahr früher eingetreten, so hätte das Verhältnis zwischen den beiden vielleicht noch diese erfreuliche Wendung nehmen können. Jetzt war es zu spät dazu. Emmeline hatte sich daran gewöhnt, ihren Mann, der infolge der wiederholten Konflikte der letzten Monate in eine geradezu demütigende Stellung zurückgedrängt worden war und im Hause tatsächlich weniger Ansehen und Machtbefugnis genoß als der letzte Bediente seiner Frau, mit einer empörenden Geringschätzung zu behandeln; Nordheim aber haßte diese Frau, die ihn jeden Tag fühlen ließ, daß

er nur von ihrer Gnade lebte. Keiner von beiden Teilen ſuchte eine Annäherung, denn keiner empfand das Bedürfnis nach einer ſolchen. Dagegen benutzte Emmeline die wieder gewonnene Freiheit nach einer anderen Seite hin: ſie wollte lieber Fürſtenbuhlerin bleiben als eine brave bürgerliche Ehefrau werden, und daher ſchenkte ſie den galanten Werbungen des jungen Fürſten Wiſpenthal, der ſie ſchon lange als ſchmachtender Seladon umgaukelt hatte, nun willig Gehör. Nordheim triumphierte: die langerſehnte Gelegenheit zur Rache war endlich gekommen. Von derlei „Beziehungen“ ſtand nichts in dem kurioſen Ehepakte, den er mit Ruggietti und deſſen Tochter abgeſchloſſen hatte. Es bereitete dem Rittmeiſter eine teufliſche Luſt, die allmähliche Entwicklung des vertrauten Verhältniſſes zwiſchen Emmeline und dem jungen Fürſten zu beobachten und zuzuſehen, wie ſich ſeine Frau mehr und mehr in das ſelbſtgelegte Netz verſtrickte. Wie ſehnte er ſich nach dem Augenblicke, wo er dieſes Weib, das ihn knechtete und verachtete, als eine Ehebrecherin brandmarken und züchtigen durfte, ohne daß er ſein verpfändetes Wort dadurch verletzte! Nordheim war ſich zwar bewußt, daß die Befriedigung ſeiner ſo lange ſchon genährten Rachelust für ihn ſelbſt notwendig zum Verderben ausſchlagen mußte; trotzdem ſtand ſein Entſchluß unerſchütterlich feſt, an

Emmelinen und ihrem Buhlen Vergeltung zu üben. Von der Zukunft hatte er doch nichts mehr zu erwarten. Beſſer ein raſcher, entſcheidender Schlag, der zugleich die andern traf, als dieſes qualvolle Hinſchleppen eines unerträglichen Verhältniſſes, bei dem Möglichkeit keineswegs ausgeſchloſſen war, daß der längſt läſtige, und jetzt auch noch obendrein überflüſſige Herr Gemahl eines ſchönen Tages vor die Tür geſetzt werden konnte, wie zahm und demutsvoll er ſich auch in ſein Los ergeben mochte. Noch hatte Nordheim ſein geſetzliches Recht als Gatte, und dieſes ſollte ihm als Mittel zur Züchtigung derjenigen dienen, die ſich hochmütig über ihn erhoben und ſich vermeſſen hatten, ihm gleich einem Geächteten den Fuß auf den Nacken zu ſetzen.

Der junge Fürſt Wiſpenthal brachte den Sommer auf einer Beſitzung ſeiner Familie in der Nähe der Reſidenz zu. Das Dorf Diſtelberg, das früher zu dieſer Beſitzung gehört hatte, war eine der beliebteſten Sommerfriſchen und hatte ſich mit der Zeit zu einer prächtigen Villenkolonie erweitert. In einer der Villen, die ſich unmittelbar an den großartigen Naturpark der Wiſpenthalſchen Beſitzung anlehnten, hatte ſich Emmeline über den Sommer eingemietet. Es war ein reizendes Neſtchen, ganz geſchaffen, um einem neuverbundenen Paare als Schlupfwinkel für die Flitterwochen zu

dienen. Nordheim blieb in der Stadtwohnung zurück und gab sich den Anschein, als wisse er gar nichts von dem Aufenthalt seiner Frau. Allein er hatte in Distelberg seine Aufpasser bestellt, die das Haus seiner Frau beständig umlauerten und alle Einzelheiten ihrer Lebensweise so genau beobachteten, wie das von der Straße und dem die Villa überhöhenden, aller Welt zugänglichen Wispenthalschen Park aus möglich war. Der Rittmeister kam an bestimmten Tagen selbst nach Distelberg hinaus und ließ sich dort von seinen Vertrauten Bericht erstatten. Endlich war er in das Geheimnis der Villa genügend eingeweiht, um an sein Rachewerk schreiten zu können. Graf Hohenburg, der zu jener Zeit aus der Armee bereits ausgetreten war und in der Residenz seinen dauernden Wohnsitz aufgeschlagen hatte, war nicht wenig überrascht, als er eines Tages den Besuch seines ehemaligen Kameraden empfing und von diesem ersucht wurde, ihm bei Austragung eines Ehrenhandels in Familienangelegenheiten als Zeuge dienen zu wollen. Natürlich konnte der Graf diese Bitte nicht abschlagen und er stellte sich gerne dem Freunde zur Verfügung, wenngleich die Angelegenheit, um die es sich handelte, wenig anziehender Natur war. Nordheim hatte noch einen zweiten Kameraden zur Zeugenschaft herbeigezogen, und die drei Herren

fuhren gegen Abend in einem geſchloſſenen Wagen nach Diſtelberg hinaus, wo ſie in einem während des Sommers ſtark beſuchten Gaſthofe abſtiegen. Es dauerte nicht lange, da kam auch ſchon einer der Aufpaſſer des Rittmeiſters angerückt und meldete dieſem, daß der Herr Leutnant ſoeben die Villa der gnädigen Frau betreten habe. Der Rittmeiſter nickte, wobei ein böſes Lächeln über ſein Geſicht glitt, und ſchickte den Menſchen wieder fort. Die Herren leerten ihre Flaſche und machten ſich dann auf den Weg nach der Villa. Ein Bedienter öffnete die Haustür, ſchrak aber, als er den Rittmeiſter mit ſeinen beiden Begleitern erblickte, ſichtlich zuſammen und wollte mit der gewohnten Redensart, die gnädige Frau ſei nicht zu ſprechen, die Türe ohne weiteres wieder ſchließen. Allein der Rittmeiſter war auf dieſe Unverſchämtheit gefaßt. Er packte, von ſeinem Hausrecht als Gatte Gebrauch machend, den Kerl an der Gurgel, ſchleuderte ihn mit einem Fluche in den Korridor zurück und verſchloß darauf ſelbſt die Türe, deren Schlüſſel er zu ſich ſteckte. Dann drang er, gefolgt von ſeinen Begleitern, in die Wohnung ein, in der er ſich nach den Beſchreibungen ſeiner Aufpaſſer ohne Mühe zurecht fand. Ein Zimmer im oberen Geſchoße war ihm als das bezeichnet worden, wohin ſich der Fürſt mit ſeiner Geliebten gewöhnlich zurückzuziehen pflegte. Dort-

hin nahm er seinen Weg. Die Tür war verschlossen, doch stürzte sie, von einem wuchtigen Fußtritt Nordheims getroffen, krachend in das Gemach hinein. Ein dumpfer Schrei ertönte aus dem Hintergrunde. Dort stand in einer alkovenartigen Nische ein Ruhebett, und auf dieses hingestreckt ließ sich eine weibliche Gestalt erkennen, die sich in aller Eile in die vornüberhängende Hälfte des persischen Teppichs, womit das Ruhebett bedeckt war, einzuhüllen suchte, um sich vor den Blicken der Eindringlinge zu verbergen. Am Fuße des Lagers aber kauerte in unbeschreiblich mangelhafter Toilette der junge Fürst. Er schien vom Schrecken gelähmt. Als aber der Rittmeister mit stürmischen Schritten gegen ihn vordrang, sprang er empor und schickte sich an, das Weib an seiner Seite zu verteidigen. Nordheim warf jedoch das schmächtige Herrchen mit einem Faustschlag zur Seite, näherte sich seiner Frau und riß unbarmherzig die Decke herunter, die ihre bebenden Glieder umhüllte. „Ich glaube, wir haben genug gesehen!“ rief er dann in siegesfrohem Tone aus, als er seine Frau in geradezu mythologischem Zustande unter seinem grimmigen Blick sich winden sah, und warf, indem er sich verächtlich von Emmeline abwandte, den Teppich unsanft wieder über sie hin. „Der Richter wird über die schamlose Ehebrecherin sein Urteil sprechen!“ fügte er bei. „Sie,

Fürſt Wiſpenthal, würde ich, wie Sie da ſind, zur Tür hinauswerfen, wenn ich nicht Rückſicht auf den öffentlichen Anſtand nehmen müßte." — „Sie werden mir Genugtuung geben!" ſtammelte der Fürſt mit vor Wut und Aufregung bebender Stimme. — „Dem ehebrecheriſchen Fürſtenjungen nicht!" antwortete Nordheim mit vernichtendem Hohne, „dem Leutnant Wiſpenthal mit Vergnügen. Graf Hohenburg und Rittmeiſter Schott ſind meine Zeugen und werden die Güte haben, das Weitere mit den Ihrigen, Herr Leutnant, abzumachen." Darauf entfernte ſich mit den beiden Freunden.

Zwei Tage nach dieſem Auftritte ſchoß ſich der Rittmeiſter mit dem jungen Fürſten. Wiſpenthal bekam eine Kugel in den Unterleib und lag monatelang. Zum Ehebruchsprozeß gegen Emmeline kam es jedoch nicht. Die ſchmachvolle Szene, in der ſie die Hauptrolle geſpielt hatte, traf ihre empfindlichſte Seite: den Hochmut. Die erlittene Demütigung und die Furcht vor einem Skandalprozeß erſchütterten ihre Nerven in dem Maße, daß ſie in ein hitziges Fieber verfiel, dem ſie nach wenigen Tagen erlag. Vierundzwanzig Stunden nach ihrem Begräbniſſe ließ die Firma Ruggietti mit anerkennenswerter Pünktlichkeit dem Rittmeiſter ſein Sichtwechſelchen präſentieren, und dieſer antwortete darauf damit, daß er ſeinen Abſchied nahm. Damit war aber der

Schwiegerpapa noch nicht zufrieden. Er erwirkte gegen seinen Schuldner den Wechselarrest, und es begann nun ein grausames Katze- und Mausspiel, wie es die raffinierteste Bosheit nicht schlimmer ausdenken konnte, das aber — und das war seine schlimmste Seite — vollständig auf dem Boden des Rechtes und Gesetzes sich bewegte. Zu jener Zeit bestand nämlich noch die gesetzliche Bestimmung, daß niemand länger als ein volles Jahr hindurch in Schuldhaft gehalten werden konnte. Hatte ein Schuldner diese Frist ohne Unterbrechung abgesessen, so erhielt er einen Revers und konnte darnach nicht wieder in den Schuldturm gesteckt werden. Fehlte aber an dem vollen Jahr auch nur ein einziger Tag, so konnte nach eingetretener Unterbrechung derselbe oder ein anderer Gläubiger sofort wieder die Verhaftung des Schuldners bewirken, und die gesetzliche Frist wurde dann wieder von vorne an gezählt. Auf diese Weise war der zahlungsunfähige Schuldner sein ganzes Leben lang vor dem Schuldturm nicht sicher, denn es lag ganz in dem Belieben der Gläubiger, die jeweilige Dauer der Haft zu bestimmen: sie brauchten nur die „Alimente" für den in Haft befindlichen Schuldner nicht weiterzubezahlen, so wurde er unverzüglich in Freiheit gesetzt. Diese Einrichtung machte die Ausübung der niederträchtigsten und grausamsten Ge-

walt- und Racheakte unter dem Schutze und der Mitwirkung des Gesetzes möglich. Wollte ein wohlhabender Mann einen armen Teufel auf Lebensdauer zugrunde richten, so brauchte er sich nur in den Besitz eines Schuldtitels desselben zu setzen und aufgrund dessen den Unglücklichen unter Anwendung des Unterbrechungsverfahrens immer wieder einsperren zu lassen.

Der rachsüchtige Italiener hatte beschlossen, seinen Schwiegersohn auf diese Weise zu züchtigen. Er ließ ihn einige Monate lang brummen und gab ihn dann wieder frei. Nordheim benutzte die ihm gewährte unfreiwillige Muße auf die vernünftigste Weise; er ergänzte sein Wissen durch eifrige Studien und hoffte sich nach seiner Freilassung eine neue Existenz schaffen zu können. In der Tat fand er durch die Verwendung Hohenburgs bald ein, wenn auch nur bescheidenes Unterkommen bei einer Eisenbahngesellschaft. Aber kaum saß er wieder in Amt und Brot, da erwirkte der unbarmherzige Gläubiger auch schon seine erneuerte Verhaftung, und Nordheim verlor seine Stellung wieder. Trotzdem ließ er den Mut nicht sinken. Rußland brauchte zu jener Zeit tüchtige Offiziere. Er warf sich auf das Studium der russischen Sprache und beschloß, sich mit Hilfe des Grafen dorthin zu wenden. Bis nach Asien, so hoffte er, würde der Arm seines Schwie-

gerpapas doch nicht reichen. Aber er täuschte sich. Graf Hohenburg war in der Tat in der Lage, ihm durch seine Bekanntschaften in diplomatischen Kreisen ein russisches Offizierspatent zu verschaffen, und streckte ihm auch die nötigen Mittel zur Reise und zur ersten Ausstattung vor. Allein Ruggietti hatte seine guten Kundschafter, und der arme Nordheim wurde an der Grenze festgenommen, seine Fahrhabe und Barschaft gepfändet und seine Person neuerdings in Gewahrsam gebracht. Diesmal wollte der Unglückliche den Mut völlig verlieren, da kam dem Grafen Hohenburg ein glücklicher Einfall. Je schlechter ein Gesetz, desto besser kann es umgangen werden. Er klagte die russische Anleihe, die Nordheim bei ihm gemacht hatte, gerichtlich ein, erwirkte einen Schuldhaftbefehl auf diese Forderung und in dem Augenblicke, in dem Ruggietti sein Opfer wieder frei gab, ließ er Nordheim aufs neue in Arrest nehmen, um ihn das volle Jahr, das allein dauernde Erlösung bringen konnte, auf seine Kosten absitzen zu lassen. Hohenburg stand damals eben im Begriffe, sich zu vermählen; seine Frau brachte ihm ein großes, teilweise in ausgedehntem Grundbesitze bestehendes Vermögen zu, und für Nordheim ließ sich auf den Gütern der Gräfin ein gutes und dauerndes Unterkommen finden. Während des Haftjahres sorgte der Graf nach besten Kräften dafür,

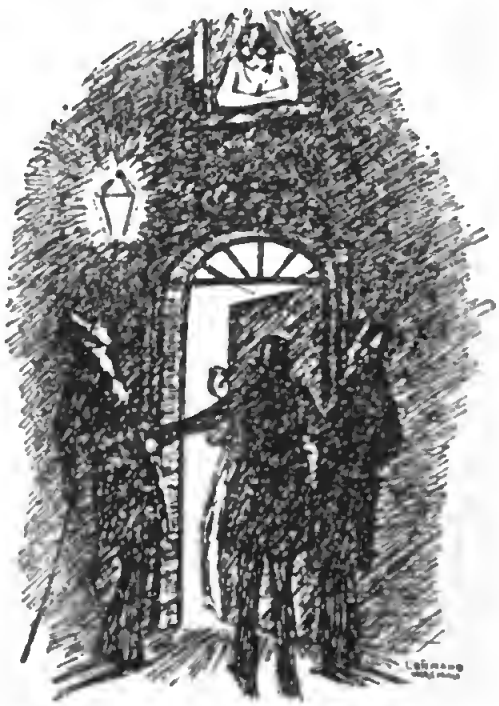
daß dem Freunde die Existenz so erträglich und behaglich als möglich gemacht wurde, und bot ihm zugleich Gelegenheit, sich in seinen künftigen Beruf als Landwirt tüchtig einzuarbeiten, soweit sich dies mit alleiniger Hilfe von Büchern eben tun ließ.

Nordheim widmete sich der neuen Aufgabe mit Lust und Eifer. Aber die lange Haft griff die Gesundheit des starken vollsäftigen Mannes an, und es bildete sich ganz unmerklich ein Nierenleiden aus, das dem Leben Nordheims in demselben Augenblicke ein Ende machte, in dem sein Haftjahr ablief und ein neues, gesichertes Leben sich ihm eröffnen sollte. Graf Hohenburg überbrachte dem ehemaligen Rittmeister den Revers, der ihn gegen die Tücke Ruggiettis hinfort schützen sollte, und er kam gerade zu rechter Zeit, um dem Freunde die Augen zuzudrücken. „Nalge hat doch Recht gehabt," sagte Nordheim, den Revers zwischen den Fingern zerknitternd; „sie hat mich wirklich in den Schuldturm gebracht. Aber wir sind jetzt quitt, lieber Schwiegerpapa; ich habe meinen Wechsel mit dem Leben bezahlt." Ein Schauer flog bei diesen Worten über den Körper des Sterbenden; dann streckte er sich lang aus und war tot.

— Ende. —

Das Golgatha des Herzens

Der Roman einer verbotenen Liebe



von

Guido Kreutzer

Guido Kreutzer will in diesem außerordentlich flott und anregend geschriebenen Buche geistiger Wegführer sein, Bahnbrecher für eine wahre, innerlichere Kultur. Rücksichtslos, ja wo es sein muß, brutal reißt er den Vorhang weg und ruft es allen, die es angeht, mutig zu: Schaut her, so waret ihr und – so müßtet ihr sein!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlagsanstalt
Vogel & Vogel G. m. b. H., Leipzig

Hamburger Sittenroman von
Ludwig Engel

„Das Liebesnest am Gänsemarkt" ist in der Tat einer der besten Sittenromane. Er langweilt uns nicht als trockenes „Dokument", im Gegenteil: Jedes Kapitel ist ein Schlager, ein Treffer, reißt uns mit .. Es geht nicht immer reinlich darin zu, aber die Eingeweihten werden es sich, süßsauer lächelnd, eingestehen: c'est la vie.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlagsanstalt
Vogel & Vogel G. m. b. H., Leipzig

Empfehlenswerte Sittenromane

Band 1

Der Roman einer Verlorenen

von Louis Davyl

Eine Schilderung des gewissenlosen Treibens der Mädchenhändler, die uns einen Blick in jene entsetzlichen Zustände tun läßt. Mit lebhafter Anteilnahme verfolgen wir das schwere Geschick der Heldin, das uns bis zur letzten Zeile in Atem hält.

Band 2

Fluch Dir, o Liebe

von Matthias Blank

Lieblose Härte des allzustrengen Vaters und schnöde Zurückweisung durch den einst Geliebten drängen ein junges Mädchen auf die schiefe Ebene. Wehrt sie sich auch mit aller Kraft — umsonst, schneller und schneller treibt sie dem Abgrunde zu, dem sie, wie Tausende ihrer Schwestern, unrettbar verfallen ist.

Band 3

Die Nonne

von Denis Diderot

Entsetzliche Seelen- und Körperqualen des Klosterlebens, ohnmächtiges Auflehnen einer Unterdrückten gegen mächtige Gegner, enttäuschtes Hoffen und endlich — — gelungene Flucht! Die Anklageschrift eines Großen der Feder gegen geheime Schandtaten.

Band 4

Hinter den Kulissen

von Horst Ihle

Ein Roman aus der Welt des Scheins, der uns die Heiden der Bühne unbarmherzig zeigt, wie sie ohne Schminke und Puder sind, in ihrem kleinlichen Haß und Streit, in Liebe und Leid. Ein scharfes Streiflicht fällt auf die Kreise des Mäcenentums, denen das Leben im Rampenlicht vertrautes Daseinselement ist.

Verlagsanstalt Vogel & Vogel G. m. b. H., Leipzig-R., Olfftraße 40-46

Empfehlenswerte Sittenromane

Band 5

Die Gräfin von Mountenoy

Geschichte einer freien Ehe von John Strange Winter

Das Problem der freien Liebe, zwingend aktuell, baut sich in allen seinen Konsequenzen, in den absurdesten der Möglichkeiten vor uns auf. Sitte und Tradition auf der einen Seite, heiße Glut und Neigung auf der andern — dazwischen die Liebe des Herzens und das Leben eines Kindes. Ein Buch, das man gelesen haben muß!

Band 6

Der König der Spieler

von Horst Ihle

Die personifizierte Energie seiner Ahnen in moderner Aufmachung. Kein Raubrittertum am Kreuzweg, dafür aber im Börsensaale, am Spieltische und auf dem Rennplatze! Verwogenheit, Verwegenheit, Kaltblütigkeit, weitschauender Blick, kurz eine uneinnehmbare, lebende Festung, die nur vom „Cherchez la Femme" bezwungen wird. Die Sinnlosigkeit eines durch die Weiber verpfuschten Lebens dominiert über den Intellekt des Verstandes.

Band 7

Zwischen den Geschlechtern

Roman ein. geächteten Leidenschaft v. Homunculus

Begriffe stürzen im Sturm der Zeit, die früher unüberwindbar schienen. In Wort und Bild, mit Buch und Film wird gegen Überlebtes angekämpft. § 175 des Strafgesetzes wird heute von Tausenden als ungerechter Zwang empfunden; Hunderttausende jedoch kennen diese hier gegeißelte Leidenschaft kaum dem Namen nach. Ihnen soll dieses Werk die Augen öffnen über eine sexuelle Abnormität, die Mitleid, aber keine Strafe verdient.

Band 8

Memoiren einer jungen Frau

Roman von Eugen Sue

Freud und Leid der Ehe mit all den verschlungenen Pfaden lasterhaften Menschentums führt uns der bekannte Schilderer sittlichen Verderbnisses in greller Ausmalung vor. Die Werke Sue's wurden seiner Zeit von den Assisen zu Paris als unmoralisch und aufrührerisch verurteilt und finden erst in unserer zensurfreien Zeit wieder wohlverdiente, bedeutende Verbreitung.

Verlagsanstalt Vogel & Vogel G. m. b. H., Leipzig-R.
Olfstraße 40-46

Empfehlenswerte Sittenromane

Band 9

Die Varietéprinzessin

von Rudolf Hirschberg-Jura

Kabarett! Im breitgleißenden Lichte der Scheinwerfer eine weibliche Gestalt: Bibi Sumsumi Blumen, in denen Briefe versteckt sind, regnen auf die Bühne. Die Wünsche von Tausenden haben ihren Körper zum Ziel. Und sie selbst: Brettldiva, Kokette, Weib und zuletzt doch Mensch. Und zuletzt doch Mensch! Zuletzt!

Band 10

Beichte eines jungen Mädchens

von George Sand

Die „Beichte" will vor allem die weibliche Jugend lebens- und herzensklug machen. Die Frage ist ernst! Das junge Mädchen, dem ein gelles Weib eine brünstige Liebesraserei vorspielt und dem „erst viel später klar wird", was es damals an einer anderen erlebte — — es existiert auch heute noch, wie es Sand zeichnete in bebender Angst vor dem Ungekannten, in erschauerndem Rausch, in brünstigem Schrei des Weiberwachens. — —

Band 11

Der ledige Lebemann

von Karl Lüge

Nicht die große Leidenschaft, nein, nur die Schwäche bringt Sündendumpfheit und Sündentod! Und schwach, haltlos sind sie alle; Werner Staufenberg, der „Held", Elsbeth, seine Geliebte, und spätere Frau, die schließlich als Dirne endet, der kulturlos brutale Wüstling Michaelis, der Schriftsteller Feodor und all die Lebemännchen und -Dämchen in und um Berlin.

Verlagsanstalt Vogel & Vogel G. m. b. H., Leipzig-R., Olfstraße 40-46

Princeton University Library
32101 068180791